

Bayerns Beste

KULTUR // KUNST // WISSENSCHAFT

Ein Magazin von aVISO und E.ON Bayern

Edition

04



Herausragende
Persönlichkeiten und
besondere Leistungen aus
allen Bereichen der bayerischen
Kultur, Kunst und Wissenschaft
stehen im Mittelpunkt von Bayerns
Beste, einer Sonderausgabe von aVISO
und E.ON Bayern. aVISO, Zeitschrift für
Wissenschaft und Kunst in Bayern, wird
vom Bayerischen Staatsministerium für
Wissenschaft, Forschung und Kunst
herausgegeben. E.ON Bayern hat den
Kulturpreis Bayern ins Leben geru-
fen, der profilierte Künstler und
exzellente Nachwuchswissen-
schaftler aus allen Regionen
des Landes fördert.



Wan Xiang

Wan Xiang, 27 – eine Chinesin sieht Bayern. Wan Xiang studierte an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg bei Friederike Girst. Zuvor absolvierte sie in China ein vierjähriges Grafik-Design-Studium in WuXi im Südosten Chinas. Für „Bayerns Beste“ gestaltete sie wie bereits 2009 die Illustrationen auf den Seiten 2 und 63.

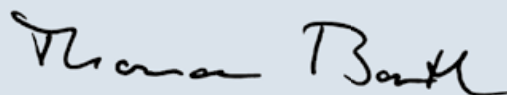
Unser Leben wäre ohne Sauerstoff nicht möglich. Wir brauchen ihn zum Atmen und damit für all das, was wir aktiv bewegen und gestalten wollen – auch kulturell, auch in Kunst und Wissenschaft. Und Sauerstoff bedeutet immer auch Leben. Dies gilt nicht zuletzt für die Kultur. Auch hier brauchen wir immer neuen Sauerstoff, um für ein lebendiges Bayern zu arbeiten. Denn – so hat es der unvergessene August Everding einmal formuliert: „Kultur ist keine Zutat, Kultur ist der Sauerstoff einer Nation.“

Diese wichtige Arbeit für Kunst, Kultur und Wissenschaft im Freistaat unterstützen wir gerne. Denn sie passt zu unserer Philosophie gesellschaftlichen Handelns. Wir wollen etwas bewegen, wir wollen den uns möglichen Beitrag zu einem lebendigen Bayern leisten. Dies betrifft viele Aspekte: Wir kümmern uns um die Leseförderung bei Kindern, indem wir mit einer eigens geschaffenen Auszeichnung für Engagement in der Leseförderung bayerische Bibliotheken prämiieren, unterstützen und motivieren. Wir fördern den Forschernachwuchs mit unserer Patenschaft beim Landeswettbewerb „Jugend forscht“. Wir haben Förderprogramme für Schulen im ökologischen Bereich ins Leben gerufen, bringen Jugendliche in eigenen Jugend-Camps mit Umwelt, Natur und Kultur in Verbindung und fördern mit unserem Kulturpreis Bayern Kunst und Wissenschaft in den Regionen.

Die kulturelle Schaffenskraft in allen Teilen Bayerns ist nicht nur vielfältig, sondern auch sehr lebendig, innovativ und bunt. In Kunst und Kultur, in der Wissenschaft und auch bei der Jugend. Es gibt hier guten Boden für Talente – in Musik und Literatur, in der Bildenden Kunst, auf der Bühne, in der Architektur, aber auch an unseren Schulen und Hochschulen. Diese reiche Kulturlandschaft wollen wir den Menschen näherbringen.

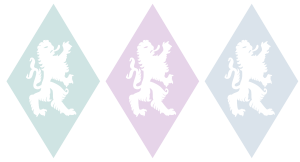
Bayerns Beste vermittelt diesen Facettenreichtum kultureller Schaffenskraft in der mittlerweile vierten Ausgabe. Wir danken dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst für die gute Zusammenarbeit.

Ihr Thomas Barth




Thomas Barth, Vorsitzender des Vorstands der E.ON Bayern AG

„Wir wollen den Menschen die reiche Kulturlandschaft der verschiedenen bayerischen Regionen näherbringen.“



Inhalt

06

MAGISCHE ORTE

Der Künstler Franz Pröbster Kunzel arbeitet mit und in der Natur. Seit gut zwanzig Jahren entsteht in Forchheim/Oberpfalz ein Gesamtkunstwerk.



14

HOF – HOME OF FILMS

Die Internationalen Hofer Filmtage sind ein Mekka für Cineasten. Seit Jahrzehnten gestaltet Heinz Badewitz das anspruchsvolle Programm.



20

KREUZKRUFIX!

Die Kriminalromane von Volker Klüpfel und Michael Kobr landen regelmäßig in den Bestsellerlisten. Der Allgäuer Kommissar Klüftinger hat Kultstatus.



28

METAMORPHOSE

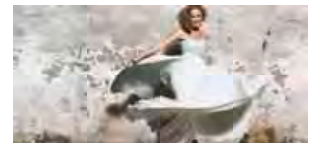
Die Bühnenpoetin Pauline Füg hat sich bei Poetry Slams einen Namen gemacht. In diesem Jahr hat sie ihren ersten Lyrikband veröffentlicht.



34

FASZINATION OPER

Seit Jahren wirbelt Diana Damrau über die Bühnen der internationalen Opernhäuser. Ihre Spezialität: Opernpartien von Mozart, Donizetti und Strauss.



40

SZENENWECHSEL

Nach seinem Abschied als Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels bereitet sich der Regisseur Dieter Dorn schon wieder auf neue Projekte vor.



IMPRESSUM

Herausgeber: E.ON Bayern AG in Zusammenarbeit mit aviso; verantwortl. Toni Schmid (aviso), Maximilian Zängl (E.ON Bayern AG), www.stmwfk.bayern.de/aviso; www.eon-bayern.com // **Redaktion:** Toni Schmid (aviso), Reiner Kolloch (E.ON Bayern AG), in Zusammenarbeit mit Dr. Eva Caspers, Harald Burghardt, Zahl + Zeichen GmbH Agentur für Corporate Communications – Trurnit Gruppe, München, www.trurnit.de // E-Mail Redaktion: Reiner.Kolloch@eon-bayern.com // Redaktionsschluss: 30. September 2011 // **Konzept, Art Direction:** Harald Burghardt // **Layout, Satz:** Zahl + Zeichen, Annett Both, Angela Schulz zur Wiesch // **Fotografie:** Ekkehard Winkler S. 14/15, S. 20/21, S. 22/23, S. 24 – 27, S. 44 | Harald Burghardt S. 6 – 9, S. 10 (1), S. 11, S. 12, S. 13 (1), S. 28/29 | Josef Gallauer, www.gallauer.com S. 34/35 | Tanja Niemann S. 36, 38 // **Bildnach-**



FRAUEN NACH VORN!

Ein leidenschaftliches Plädoyer des Bayerischen Staatsministers Dr. Wolfgang Heubisch für mehr Frauen in Wissenschaft und Lehre.

44



WAS SICH PREISTRÄGERINNEN WÜNSCHEN

Vorge stellt: die Preisträgerinnen des Kulturpreises Bayern in den Kategorien Universitäten und Hochschulen für angewandte Wissenschaften.

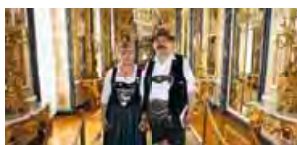
46



ZUKUNFT HAT HERKUNFT

Moderne Formensprache und Denkmalschutz in Harmonie – die Architekten Brückner & Brückner suchen den Dialog mit dem Ort und den Menschen.

50



KÖNIG LUDWIG UND KEIN ENDE

Richard Loibl, Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte in Augsburg, beschreibt, wie es Menschen geht, die drei Jahre mit Ludwig II. leben.

56

In enger Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst verleiht die E.ON Bayern AG jährlich den Kulturpreis Bayern an sieben profilierte Künstler aus den bayerischen Regionen sowie an 32 exzellente Absolventen und Doktoranden der bayerischen Universitäten, Hochschulen für angewandte Wissenschaften und Kunsthochschulen. Das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst verleiht zusätzlich einen Sonderpreis.

Foto unten: Franz Pröbster Kunzel setzt seine Installationen dem Wandel von Formen und Farben im Kreislauf der Jahreszeiten aus.

Foto rechts: Bei der Bearbeitung von Weidenruten, Holz und Steinen unterwirft sich der Künstler dem Rhythmus, den ihm die Natur vorgibt.



Magische Orte

Ein Bericht von Eva Caspers (Text) und Harald Burghardt (Fotos)

„Ich war Landwirt und bin Bauer geworden.“ So beschreibt Franz Pröbster Kunzel seinen Werdegang. Aus Naturstoffen wie Hölzern, Rinden, Steinen und Moosen gestaltet der Forchheimer Künstler

fragile Objekte und wandelbare Installationen. In seinem Heimatort baut er seit gut 20 Jahren den „Garten des Heiligen Irrsinns“ und das „Haus der Schreine“ zu einem eigenwilligen Gesamtkunstwerk aus.



Foto unten: Die Künstlerbücher zeigen gestalterische Entwürfe, in denen die koloristische Begabung des Künstlers zur Entfaltung kommt.

Foto rechts: Installation in der lichtdurchfluteten Ausstellungshalle der Kunsthalle Schweinfurt im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad

Wo liegt Forchheim/Oberpfalz? Weil man Franz Pröbster Kunzel diese Frage häufiger stellt, hat er sie ganz prominent auf seiner Homepage platziert – unter einem Foto, das einen weiß-blauen Himmel, grüne Felder und eine unscheinbare Dorfsilhouette am Horizont zeigt. „Forchheim ist ein kleiner Ort in der Oberpfalz im Landkreis Neumarkt. Sein Name ist ein alter fränkischer Siedlungsname und kommt von Föhrenheim. Einst siedelten hier Elbgermanen. Am Rande des Dorfes liegt ein großes Gräberfeld, das archäologisch ausgewertet wurde. Das gesellschaftliche Leben des 800-Bewohner-Dorfes spielt sich in der Kirche und den Sportvereinen ab.“ So der hinterinnige Kommentar zum Foto.

Franz Pröbster Kunzel ist in Forchheim geboren, wo er auch heute noch lebt und arbeitet. 2010 wurde der Künstler mit dem Kulturpreis Bayern ausgezeichnet. Zeitgleich stellte die Kunsthalle Schweinfurt seine Werke in einer viel beachteten Ausstellung vor. Wir haben uns beim Künstler zu einem Besuch an seiner Wirkungsstätte in Forchheim angemeldet. Die ungezwungene, freundliche Art, mit der uns Franz Pröbster Kunzel und seine Frau Carmen empfangen, macht uns bewusst, dass die

beiden versierte Gastgeber sind; regelmäßig pilgern Kunstfreunde in kleinen und manchmal auch großen Gruppen zum „Haus der Schreine“ und zum „Garten des Heiligen Irrsins“. Noch nicht lange bewohnen der Künstler und seine Frau das vollständig mit Efeu berankte Wohnhaus des ehemaligen Bauernhofs allein; nachdem die temperamentvollen Töchter – beide inzwischen in der Berufsausbildung – unlängst ausgezogen seien, sagt Carmen Pröbster Kunzel, kehre nun vielleicht etwas mehr Ruhe ein. An diesem Sommertag im August ist das Thermometer schon morgens auf 32 Grad Celsius angestiegen. Im Atelier, das sich der Künstler in der großen Scheune neben dem Haus eingerichtet hat, genießen wir die angenehme Kühle. Es ist ein großer, mit vielen Gegenständen bestückter und gleichzeitig aufgeräumt wirkender Raum. Dicht bei dicht ragen Metallstangen empor, die filigrane Astformationen tragen. Auf Paletten lagern voluminöse Bündel von kleinen und größeren Weidenringen, die mit Stoff zusammengehalten werden. Daneben Zinkeimer, in denen flache Steine aufgeschichtet sind. Unwillkürlich drängt sich uns die Assoziation an Grabungsfunde auf. An den Wänden hängen farbige Gemälde mit abstrakt-expressiven Mustern; andere Lein-

„Gegen die Schnelllebigkeit unseres Alltags setze ich meine Arbeit mit und in der Natur. Ich unterwerfe mich dem Rhythmus der Jahreszeiten und akzeptiere die Vergänglichkeit meiner Werke.“





wände zeigen wilde schwarze Linienspinste; Filzstoffe sind mit unregelmäßigen Zebrastrifen bedeckt, die an das Bild von Ackerfurchen in einem schneebedeckten Feld erinnern. Wir erkennen zahlreiche Arbeiten wieder, die uns wegen ihres hohen ästhetischen Reizes in der Ausstellung der Kunsthalle Schweinfurt fasziniert haben. So zum Beispiel die „Pixelbilder“: Metallrahmen, die mit kreisförmigen Elementen unterschiedlicher Größe gefüllt sind. Erst bei näherer Betrachtung erkennt man, dass die Kompositionen aus unzähligen

Aststückchen sowie aus Baumrinden und tierische Knochen bestehen. Auf diversen Ablageflächen liegen Stapel von Zeichnungen wie auch die schönen Künstler-Tagebücher, in denen – zu unserem Erstaunen – die Besucher der Schweinfurter Ausstellung eigenhändig blättern durften.

Zum „Haus der Schreine“ ist das Atelier durch die Kunst- und Kultstätte geworden, die Franz Pröbster Kunzel auf dem Dachboden seiner Scheune eingerichtet hat. Es ist ein Ort mit starker, ja geradezu magischer Ausstrahlung. Im Dämmerlicht



Das „Haus der Schreine“ auf dem Dachboden seiner Scheune ist für Franz Pröbster Kunzel „ein Brunnen, dem man die Tiefe nicht ansieht“. „Es ist schön, einen Raum zu haben, der einem allein gehört, den man aber immer wieder mit anderen Menschen teilen kann.“



Großes Foto links: Aus Weidenruten flicht der Künstler Ringe, die er zu Netzen verknüpft. Diese dienen ihm als Tanzkleid oder auch als Krone bei seinen Performances.

zeigt uns der Künstler Objekte wie seine Leidens- und Lebensbretter, hölzerne Kästen mit Knochensplittern vom ortsnahen Gräberfeld, geflochtene Reliquiare, altarartige Aufbauten, Metallscheiben und Instrumente, die er aus Kuhhörnern und Rinden gebaut hat.

Franz Pröbster Kunzel macht seinen Besuchern die Besichtigung leicht. Man spürt die Aufrichtigkeit seines künstlerischen Anliegens und die Kraft seiner kreativen Begabung. Er erwartet kein ehrfurchtsvolles Staunen oder kluge Kommentare; er möchte vielmehr, dass man seine Art des künstlerischen Gestaltens versteht, nicht zuletzt auch dadurch, dass man seine Werke ganz handfest „begreift“.

Niemand kann seinen persönlichen Weg vom Landwirt zum Künstler-„Bauern“ besser beschreiben als er selbst: „Die Suche nach dem Sinn des Lebens hat mich bereits als junger Mensch sehr beschäftigt. Ich habe viel gelesen – über Kunst, über Religion, über Psychologie. Und ich habe immer schon sehr gerne gezeichnet und gemalt. Meinen Weg als Künstler habe ich aber erst über Umwege gefunden. Denn ich habe ja keine Ausbildung an einer Kunsthochschule absolviert. Mein Vater war Bauer und so war es sein Wunsch, dass ich Landwirt werde und eines Tages den elterlichen Betrieb übernehme. Diesem Wunsch habe

ich mich gefügt. Doch die Art des Umgangs mit der Natur, zu der man als Bauer heute gezwungen ist, hat mich schon früh am Sinn meines künftigen Berufs zweifeln lassen. Ein moderner Landwirt ist heute ja nur noch existenzfähig, wenn er seine wirtschaftlichen Entscheidungen vollständig an den aktuellen politischen Vorgaben und EU-Verordnungen ausrichtet. Der Druck zur ständigen Effizienzsteigerung und Vergrößerung des Betriebs sowie zur Bedienung von Bankkrediten zerstört die Freiheit der Menschen, die von der Landwirtschaft leben; so geht auch das Verständnis für den Reichtum, die Vielfalt und die Schönheit der Natur verloren. Das Ergebnis wird heute allenthalben beklagt: Man sieht mittlerweile, welche Schäden moderne Agrartechnologien, Flurbereinigungen und Monokulturen einer Landschaft zufügen, die Jahrtausende gepflegt und kultiviert wurde.“

Als sich die kreative Freizeitbeschäftigung des Landwirts Franz Pröbster Kunzel zu einer künstlerischen Praxis ausweitete, die in seinem Leben eine immer wichtigere Rolle spielte, schlug die Toleranz seiner Mitmenschen in Befremden um. War das etwa offene Arbeitsverweigerung oder gar eine Demonstration purer Verrücktheit? Viele seiner Dorfnachbarn verstanden nicht, dass er lediglich einer inneren Notwendigkeit gehorchte: „Als ein Mensch, der

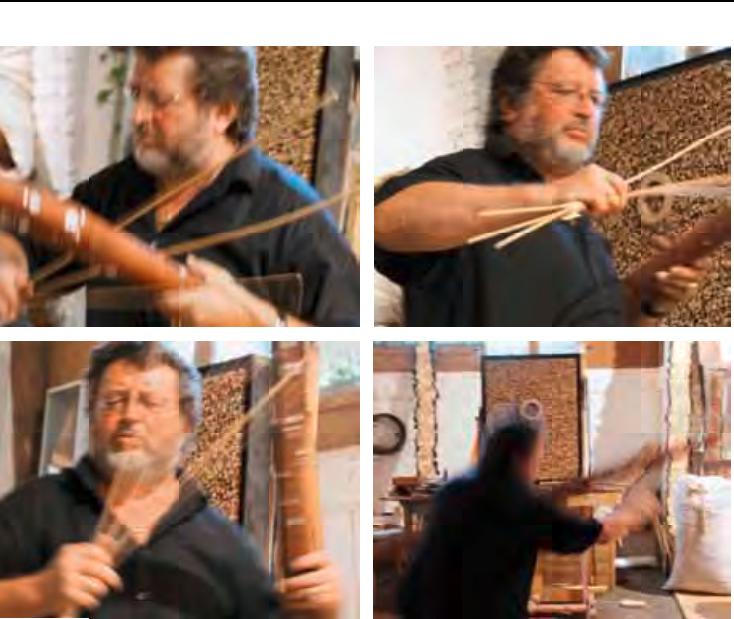
von seiner psychischen Disposition her hyperaktiv veranlagt ist, hat mir die Suche nach einer Sinnggebung meiner Existenz viele Jahre lang seelische Schmerzen bereitet. Ich fühlte mich getrieben von den Anforderungen des Alltags, meinem Gefühl des Ungenügens und meinen unerfüllten Wünschen. Zugleich war ich beseelt von einer unstillbaren Sehnsucht nach Ruhe. In jener Lebensphase, die für mich von einer großen Schwermut geprägt war, habe ich für mich eine neue, ganz eigene Art der Auseinandersetzung mit der Natur entdeckt. Ich bin abends allein über die Felder gegangen und eines Tages habe ich mich als lebendige Vogelscheuche aufs Feld gestellt. Nichtstun als bewusster Akt – später hat mir ein Franziskanermönch gesagt, dass das wohl eine Art von Meditation war. Ich habe dann begonnen, Vogelscheuchen und auch andere Objekte zu bauen – mit Materialien, die man in der freien Natur findet. Durch diese Tätigkeit konnte ich meine Schwermut überwinden. Denn ich habe damals erkannt, dass ich als Mensch mit meinem kreativen Eigensinn ein Teil der Schöpfung bin. Seitdem weiß ich: Ich muss nicht suchen, ich muss mir nichts ausdenken, ich muss mich gegenüber dem Reichtum der Natur nur öffnen, dann werde ich mit immer neuen Ideen beschenkt. Aus heutiger Sicht empfinde ich es als große Gnade, dass ich diese aus der Schwermut geborene Erfahrung machen

„Die Zeit ist nie greifbar. Man kann einen Teil seines Lebens für dieses einfache Tun opfern. Trommeln – Steine legen – Kerben schlagen und Striche ziehen.“



Vier Fotos links: Klangperformance mit der „Traumzeitröhre“

Foto unten: „Auf den Punkt bringen“ nennt der Künstler sein Arbeiten mit wandernden Lichtpunkten.



durfte. Als Künstler fühle ich mich dem Schöpfer am nächsten. Ich erschaffe auf einem leeren Blatt Papier, einer leeren Leinwand, in einem leeren Rahmen etwas Neues, einen eigenen Kosmos.“

Die therapeutische Wirkung des künstlerischen Arbeitens war für Franz Pröbster Kunzel so existenziell und die Verwirklichung seiner Freiheit so wichtig, dass ihn fortan nichts mehr von seinem Weg abbringen konnte. Er begann, Feldzeichen zu gestalten und in der Landschaft aufzustellen – fragile Gebilde mit geheimnisvollen Namen wie „Geisterfalle“, „Himmelsleiter“ oder „Seelenraum“. In seine Installationen wie auch in seine Performances, die er in der freien Natur aufführte, ließ er die Erinnerung an alte bäuerliche Traditionen, an archaische Bräuche, an Aberglauben und heidnisch-christliche Beschwärungszeremonien einfließen.

Natürlich sei er von den Leuten aus dem Dorf als Sonderling abgestempelt worden und auch einige akademisch ausgebildete Kollegen hätten seine Ambitionen zunächst eher belächelt, berichtet der Künstler. Doch bei versierten Kennern der zeitgenössischen Kunstszene und vor allem bei Studenten der Kunstakademien erregten seine Ausstellungen und Aktionen in Forchheim, Neumarkt und Freystadt wie auch in Fürth, Erlangen, Regensburg und Nürnberg lebhaftes Interesse. Denn diese Leute erkannten, dass hier ein kreativ begabter Mensch aus der tiefsten Provinz aus innerer Notwendigkeit Kunst schuf und damit zur Avantgarde aufschloss. Neue künstlerische Positionen der 60er und 70er Jahre – Happening, Fluxus, arte povera, Land-Art, individuelle Mythologien und der „erweiterte Kunstbegriff“ von Joseph Beuys – hatten ja die traditionelle Auffassung vom

Kunstwerk als Bild oder Objekt, das für die Ausstellung in einem Kunstraum geschaffen wird und für sich spricht, in Frage gestellt. Viele zeitgenössische Künstler entwickelten eine neue Sensibilität für Materialität und Konzept; zudem rückten das Prozesshafte und damit auch das Flüchtige, Beiläufige, Vergängliche von Handlung und Ereignis in den Vordergrund der künstlerischen Arbeit.

Seit Ende der 80er Jahre bewirtschaftet Franz Pröbster Kunzel seinen „Garten des Heiligen Irrsinns“ – ein Projekt, das er gegen den ausschließlich an zweckrationalen Motiven orientierten „Irrsinn“ des Landwirtschaftsamtes hartnäckig durchsetzen musste. Auf einem drei Hektar großen Feld platzierte der Künstler Findlinge, pflanzte Hecken und Bäume, um das Gelände dauerhaft vor einer landwirtschaftlichen Nutzung zu

schützen. Laut einer treffenden Beschreibung im Katalog der Schweinfurter Ausstellung präsentiert sich der Kunstgarten mit seinen sensiblen Installationen aus Holzbrettern, Baumstangen, Weidenruten, Moosen, Steinen und Metallscheiben heute, nach Jahrzehnten der Hege und Pflege, als „ein ‚hortus conclusus‘ mit quasi umgekehrten Vorzeichen“, als „verwunschene, leicht struppig verzauberte Insel im gleichförmig wohlgeordneten Umfeld der langweiligen, flurbereinigten Äcker“. Die Vielfalt in seinem kreativen Schaffen ist Franz Pröbster Kunzel wichtig: Er zeichnet, malt und agiert als Klangperformer, gestaltet Objekte und Installationen. In seinen Arbeiten kommt die Faszination durch das Chaos, das er in der Natur vorfindet, ebenso wie seine Sehnsucht nach Ordnung zum Ausdruck. Neben wilden, expressiven Werken stehen ganz stille



Arbeiten, in denen der Künstler sein Gefühl des Getriebenseins durch eine aufs Äußerste reduzierte Sprache zu bändigen sucht. An manchen Werkreihen arbeitet er konsequent mehrere Monate. So etwa an den Strich- und Punktlisten, die er mit Tusche auf handgeschöpfte, grobe Papiere zeichnet. Fein getuschte Strichreihen finden sich auch auf den unzähligen Steinbrocken, die Franz Pröbster Kunzel vom Feld aufsammelt und in seinem Atelier aufschichtet. Ausgelegt bedecken sie mittlerweile eine Fläche von 80 Quadratmetern.

„Diese Steine aus Juraschiefer sind 135 Millionen Jahre alt. Ich sammle sie im Frühjahr, wenn der Frost sie gespalten hat und nicht mehr festhält. Indem ich sie aufhebe, mache ich einen Bückling, verneige mich vor der Mutter Erde, die mich immer wieder beschenkt. Zwei, drei Steine kann ich wie die Seiten eines Buches

zusammenlegen. Auf die Innenflächen setze ich Linien und kleine Striche, die der Grafik des Steins folgen. Jeder Strich steht für einen Augenblick meines Lebens. Ich streiche sozusagen meine Zeit ab, konfrontiere meine individuelle Zeit mit der Erdgeschichte und merke dabei, wie klein ich bin. Dabei empfinde ich ein großes Glücksgefühl, das sich aus der Erinnerung an meine Schwermut speist: Ich darf leben und auf diesen Steinen meine individuelle Zeit eintragen.“

In der Hitze des Mittags verlassen wir den Künstler: Franz Pröbster Kunzel hat uns nicht nur Zeit geschenkt, sondern auch unsere Augen, Ohren und Herzen geöffnet. Seine Arbeiten machen sensibel für jene Schönheit und Poesie, die man dort finden kann, wo sich Kunst und Natur begegnen.

„Bei meinen Feldbegehungen gebe ich den Menschen etwas zum Tragen in die Hand: einen Stab, ein Bündel aus Weidenruten, einen Holz-Schrein oder aus Rinden gebaute Trommeln. So entsteht ein Gefühl für die Wertigkeit dieser einfachen Materialien.“

Franz Pröbster Kunzel

wurde 1950 in Forchheim/Oberpfalz geboren. Nach Abschluss der Hauptschule absolvierte er eine Ausbildung an der Landwirtschaftlichen Berufsschule in Berching und an der Berufsfachschule in Neumarkt. Seit 1975 arbeitet er als freischaffender Künstler. 1979 fand die erste Ausstellung statt. Danach war er mit seinen Performances und seinen Werken – Zeichnungen, Gemälde und Installationen – fast jedes Jahr an verschiedenen Kunstorten präsent. 1987 begann Franz Pröbster Kunzel, ein Gesamtkunstwerk – den „Garten des Heiligen Irrsinns“ und das „Haus der Schreine“ – zu gestalten. Zu musikalischen Kunstaktionen und „Feldbegehungen“ versammelten sich regelmäßig Hunderte von Leuten auf seinem Hof. Aus gesundheitlichen Gründen musste der Künstler die Landwirtschaft aufgeben. 2010 erhielt er den Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG.



HOME OF FILMS

Jedes Jahr im Oktober herrscht in der oberfränkischen Stadt Hof Ausnahmezustand. Zu den Internationalen Hofer Filmtagen reisen Cineasten aus ganz Deutschland an. Seit Jahrzehnten gestaltet der Festivalleiter Heinz Badewitz ein Programm, das Maßstäbe setzt.

*Heinz Badewitz in seinem Lieblingskino
„Neues Arena“ in München*





Herr Badewitz, im Programm der Hofer Filmtage werden etwa 120 Produktionen vorgestellt. Unter wie vielen Filmen treffen Sie die Vorauswahl?

In diesem Jahr habe ich noch nicht gezählt; im vergangenen Jahr wurden uns knapp 2.700 Filme aus aller Welt zugesandt. Zu dieser Zahl muss man noch die Filme hinzuzählen, die ich im Rahmen meiner aktiven Suche sichte. Ich reise ja in Deutschland und auch im Ausland zu Filmakademien, zu einigen Festivals, zu Produzenten und Weltvertrieben, um Filme zu finden, die das eigenständige Profil unseres Programms stärken. Die Hofer Filmtage haben erfreulicherweise nach wie vor einen sehr guten Ruf. Und ich kenne natürlich eine Menge Leute aus der Branche. Deshalb werden mir immer viele interessante Filme angeboten.

Wie lässt sich so viel Material überhaupt sichten?

Von März bis Ende September gibt es tatsächlich eine Menge zu tun, vor allem zum Ende der Einsendefrist. Zurzeit sehe ich mir täglich vier bis fünf Spielfilme an. Bei der Auswahl profitiert man als Programmchef natürlich von der Routine, die man sich über die Jahre erworben hat. Bei vielen Filmen kann ich mir bereits nach den ersten 45 Minuten ein Urteil bilden und spule dann zum Ende vor. Wenn sich hier eine unerwartete Wendung ergibt, muss man sich den Film eben noch einmal vollständig ansehen. Die Kurzfilme und die mittellangen Filme schaue ich alle durch.

Welche Filme interessieren Sie besonders?

Die Hofer Filmtage verstehen sich als eine Plattform für neue Talente. Wir stellen ausschließlich deutsche und ausländische Filme vor, die in Deutschland noch nicht gezeigt wurden. Natürlich interessieren mich auch die neuen Arbeiten von bereits arrivierten Filmemachern; der Schwerpunkt unseres Festivals liegt jedoch auf Produktionen – häufig Erstlingswerken – von unbekannt jungen Regisseurinnen und Regisseuren. Die sollen in Hof die Chance erhalten, sich bei Vertretern der deutschen Filmbranche und bei den Zuschauern bekannt zu machen.

Was macht aus Ihrer Sicht die Eigenschaften eines guten Films aus?

Ich konzentriere mich beim Anschauen weniger auf die Geschichte selbst – die darf natürlich nicht schlecht sein –, als vielmehr auf die Handschrift der Regisseurin oder des Regisseurs. Es ist ja vor allem die Bildsprache, durch die ein Film interessant wird, Emotionen weckt und Spannung erzeugt. Wäre es anders, könnten wir uns mit der Lektüre eines Drehbuchs begnügen. Ich sehe mir einen Film gerne ganz unvoreingenommen an – ohne vorher etwas über ihn gelesen zu haben. Die Wahrheit entfaltet sich auf der Leinwand. Ein guter Film packt oder überrascht mich, weckt mein Interesse für die Menschen, um die es in der Geschichte geht.

Wie schnell treffen Sie Ihre Entscheidungen?

Wenn man Erfahrung hat, erkennt man die Qualität eines Films in der Regel sofort. Ich möchte für Hof ein eigenständiges Angebot zusammenstellen, das eine große Vielfalt von Erzählstilen sichtbar macht. Und ich möchte Filme präsentieren, die mit ihrer Qualität überzeugen – in einem Programm, das über sechs Tage alle zwei Stunden einen neuen Film präsentiert. Das Publikum muss sich also spontan angesprochen fühlen. Wenn ich sicher bin, dass ein Film diese Stärke hat, rufe ich den Produzenten, den Regisseur, den Weltvertrieb oder den Verleih an und lade den Film nach Hof ein. Nicht bei allen Filmen fällt mir allerdings das Ja oder Nein ganz leicht. Manchmal schiebe ich dann meine Entscheidung auf, bis ich das ganze Angebot übersehe. Nicht selten muss ich auch durchaus qualitätvolle Produktionen ablehnen, weil sie aus irgendwelchen Gründen nicht ins Festival-Programm passen oder sich darin vermutlich nicht behaupten würden. In diesen Fällen telefoniere ich mit den Filmemachern, um ihnen meine Entscheidung verständlich zu machen.

Ist Ihnen bei Ihrer umfangreichen Sichtung neuer Filme in diesem Jahr ein Trend aufgefallen?

Ich habe festgestellt, dass junge Regisseure des In- und Auslands verstärkt das Genre pflegen und mit den verschiedenen Stilen zwischen Action-, Horror- und Science-Fiction-Film spielen. Seit den Jahren des Neuen Deutschen Films mit Persönlichkeiten wie

„Das Schöne am Film ist das Gemeinschaftserlebnis – dass Hunderte von Menschen in einem Kinosaal sitzen und sich an einem Film erfreuen, mitfiebern, miteinander lachen, vielleicht auch mal weinen und hinterher darüber diskutieren.“

Das schöne alte Festivalkino Scala in Hof hat Platz für vierhundert und einen Besucher.





Heinz Badewitz

wurde 1941 in Hof geboren. Nach einer Ausbildung zum technischen Zeichner zog er 1963 nach München, um Kameramann zu werden. Zunächst absolvierte er ein Praktikum im Kopierwerk der Bavaria Atelier GmbH, anschließend studierte er am Deutschen Institut für Film und Fernsehen (DIFF). Ab 1965 sammelte er erste Berufserfahrungen als Kameraassistent und Trickfilmkameramann. Außerdem begann er, Kurzfilme zu drehen. Seit Anfang der 70er Jahre arbeitete er als Regieassistent, als Aufnahme- und/oder als Produktionsleiter bei zahlreichen deutschen Spielfilmproduktionen mit. Außerdem engagierte er sich erfolgreich für die Wahrnehmung des Neuen Deutschen Films bei den Filmfestspielen in Cannes. Seit 1977 ist er verantwortlich für das Programm „German Cinema“ bei den Internationalen Filmfestspielen Berlin. Heinz Badewitz ist Mitbegründer und langjähriger Leiter der Internationalen Hofer Filmtage. Für seine Verdienste als Festivalchef erhielt er zahlreiche Preise, darunter 2010 den Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG.

Werner Herzog, Rainer Werner Fassbinder, Wim Wenders und Volker Schlöndorff hat sich der deutsche Film ja immer durch eine große Vielfalt der Erzählstile ausgezeichnet. Ich finde es toll, dass die jungen Filmemacher heute nicht nur kopflastige Dramen anbieten, bei denen der Zuschauer mit Problemen konfrontiert wird und mitdenken muss, sondern dass sie auch unterhaltende Filme in einer guten Qualität machen. Für das Mitternachtsprogramm kann ein Kino ja keine Dramen im Stil des typischen Art-house-Films bringen – die Leute wollen zu so später Stunde vor allem unterhalten oder vielleicht auch geschockt werden. Erfreulich finde ich übrigens auch, dass sich viele junge Filmemacher für den Dokumentarfilm interessieren. Ein Dokumentarfilm ist aufgrund der Einmaligkeit der Thematik manchmal spannender als ein Spielfilm. Faszinierend finde ich zum Beispiel den Dokumentarfilm „Ich koch“ von Bettina Timm, der im vergangenen Jahr in Hof gezeigt wurde. Dokumentarfilme können sehr eindrucksvoll auf Missstände aufmerksam machen und damit ein aufgeklärtes Publikum ansprechen, das sich für soziale und ökologische Fragen interessiert. Seitdem ich den Film „Plastic Planet“ von Werner Boote gesehen habe, der 2009 in Hof lief, kaufe ich keine Plastikflaschen mehr.

Wie erfolgreich behauptet sich der deutsche Film im internationalen Vergleich?

Seit etwa sechs Jahren kann man eine neue Qualitätsentwicklung konstatieren. Es gibt heute viele talentierte Regisseurinnen und Regisseure, die ihre Filmgeschichten nicht nur sich und ihren Freunden erzählen wollen, sondern die dabei an das Publikum denken. Das Publikum ist ja ihr logischer Partner. Entsprechend erfolgreich behauptet sich der deutsche Film neben dem internationalen Film und Hollywood. Mit 27,5 Prozent hatte er 2009 den höchsten Marktanteil, der je gemessen wurde. Im vergangenen Jahr gab es einen Rückschlag, doch 2011 hat das Interesse am deutschen Film wieder stark angezogen.

Worin liegt das Erfolgsgeheimnis der Internationalen Hofer Filmtage?

1967 haben wir – ein Kreis von jungen Filmemachern aus München – das erste Festival als eine zweieinhalbstündige Matinee in einem Hofer Kino organisiert, um unseren Freunden, Kollegen sowie interessierten Zuschauern einmal unsere Kurzfilme zu zeigen. In München, der damaligen Filmhauptstadt, hatten uns die Kinos eine solche Vorführung verweigert. Mit unserem teilweise etwas wilden Outfit – langen Haaren, Bärten und schwarzen Mänteln – waren wir den Kinobesitzern nicht geheuer. Unsere Filme



1_Heinz Badewitz und Tom Tykwer, der 1998 den Filmpreis der Stadt Hof erhielt

2_Scala-Kino in Hof

3_Heinz Badewitz und Regisseur Bob Rafelson, Colorado, dem 2010 eine Werkschau gewidmet war

4_Interview in der Hofer Altstadt auf dem „roten Teppich“ vom Sender Südwild

5_Die Crew der legendären Bratwurstbude vor dem Altstadt kino



seien – so vermuteten sie – anstößig und aufrührerisch. In der Provinzstadt Hof kamen die Zuschauer damals noch in Sonntagsgarderobe ins Kino. Doch sie waren aufgeschlossen und neugierig. 1968 haben wir das Festival bereits „Internationale Hofer Filmtage“ genannt, denn es waren ja auch Kollegen aus Cannes und aus Prag dabei. An eine jährliche Fortsetzung hat damals allerdings noch niemand von uns gedacht. Die Filmemacher und auch die Kinobesucher waren von Anfang an von der offenen, unprätentiösen Atmosphäre der Veranstaltung begeistert. Es handelte sich ja nicht um ein Event, das sich ein Kulturpolitiker oder -manager ausgedacht hatte, um das Image von Hof aufzupolieren. Es gab keinen Wettbewerbsdruck und auch keine Barrieren zwischen den Regisseuren, den Schauspielern und den Kinofans. Auch wenn das Festival im Laufe der Jahre immer größer und bekannter wurde, hat es sich bis heute etwas von der familiären Atmosphäre der Anfangsjahre bewahrt. Hof kommt ohne Glamour und roten Teppich aus; hier sind die Filme die Stars. Obwohl es mittlerweile hierzulande ja sehr viele Filmfestivals gibt, genießt Hof nach wie vor einen Vertrauensvorsprung. Die meisten Filmemacher freuen sich, wenn die Deutschlandpremiere ihrer neuesten Produktion in Hof stattfindet.

Internationale Hofer Filmtage

Die Filmtage in der bayerischen Stadt Hof finden alljährlich Ende Oktober statt. Als informativer Branchentreff und unprätentiöses Zuschauerfestival genießt die Veranstaltung hohes Ansehen. 30.000 Zuschauer haben Gelegenheit, sich an sechs Tagen in acht Kinosälen rund 120 deutsche und ausländische Produktionen – darunter etwa 80 abendfüllende Spiel- und Dokumentarfilme – vorführen zu lassen. Gezeigt werden vor allem die Arbeiten von unbekanntem Nachwuchsregisseurinnen und -regisseuren. Aber auch arrivierte Filmemacher stellen ihre neuen Produktionen gerne in Hof vor. Seit seiner Gründung ist Heinz Badewitz dem Festival als Leiter verbunden. 1967 organisierte der junge Filmemacher mit befreundeten Regisseuren aus München das 1. Hofer Kurzfilmfestival. Es handelte sich dabei um eine zweieinhalbstündige Sonntagsmatinee mit neun Kurzfilmen, die im Regina-Filmtheater gezeigt wurden. 1968 kam es bei den Internationalen Kurzfilmtagen Oberhausen zu einem Eklat, weil der Film

„Besonders wertvoll“ von Hellmuth Costard zensiert worden war. Viele Regisseure protestierten und reisten nach Hof, um ihre Filme im zensurfreien Rahmen eines dreitägigen Festivals – genannt „2. Internationale Hofer Filmtage“ – vorzustellen. In den folgenden Jahren entwickelte sich das Festival in Hof zu einem Schaufenster für anspruchsvolle Filmproduktionen des In- und Auslands. Als Repräsentanten des Neuen Deutschen Films machten Persönlichkeiten wie Werner Herzog, Hans W. Geißendörfer, Rainer Werner Fassbinder und Wim Wenders die Internationalen Hofer Filmtage bekannt. Um eine hohe Qualität zu sichern, wurde 1971 eine Vorauswahl eingeführt. Seit 1976 präsentiert das Festival ausschließlich deutsche und ausländische Filme, die in Deutschland zum ersten Mal gezeigt werden, und widmet jedes Jahr einem namhaften Regisseur des Auslands eine Retrospektive. Bis heute prägt der Leiter Heinz Badewitz mit seinem sicheren Gespür für junge Talente das Programm des Festivals.

KREUZKRUZIFIX!

Wenn sich die Krimiautoren Volker Klüpfel und Michael Kobr einen neuen Fall ausdenken, hat ihr Roman-Kommissar Klufftinger Anlass zu fluchen. Denn dann wird das Allgäu wieder einmal von heimtückischen Mördern heimgesucht.



Steile Berge und sanfte Hügel, grüne Wiesen und braune Kühe – für die einen ist die malerische Landschaft des Allgäus eine Postkartenidylle, für die anderen schlicht ein Stück Heimat. Die einen, das sind die Touristen; die anderen sind Menschen wie Du und ich. Typische Allgäuer – die gibt es eigentlich gar nicht, meinen die Krimischriftsteller Volker Klüpfel und Michael Kobr. Sie müssen es wissen, denn sie sind selbst in der Region aufgewachsen. Mit den Eigenschaften, die man ihren Landsleuten gerne attestiere, könne man auch die Mentalität der Tiroler, der südlichen Oberbayern und der Schweizer beschreiben – allesamt im weitesten Sinne „Bergbewohner“, die mit einer gewissen Zwangsläufigkeit naturverbunden, bodenständig, ein wenig eigenwillig und maulfaul seien. Mit der Romanfigur des beliebten Kommissars Kluftinger haben die beiden Autoren einen Charakter erfunden, der sich durch diese regional-spezifischen wie auch durch ganz individuelle Eigenschaften auszeichnet; einen brummig-gemütlichen Kriminalbeamten, den das Verbrechen nicht fasziniert, sondern ärgert, und das ganz besonders, wenn es ihm seinen geruhsamen Feierabend verdirbt. Kluftinger – sein Vorname bleibt ein Geheimnis – wohnt im beschaulichen Ort Altusried und arbeitet in der Polizeiinspektion Kempten; er trägt lieber einen Janker als einen Anzug, verweist ungerne und liebt heimische Gerichte, wie sie seine Ehefrau Erika zubereitet. Insbesondere Kässpätzten. Wenn sich Kluftinger mit einer Leiche befassen muss, wird ihm regelmäßig ganz flau im Magen. Doch Unannehmlichkeiten bringt sein Beruf nun einmal mit sich – auch im Allgäu gibt es keine heile Welt. Mit Spürsinn, Intuition, Hartnäckigkeit und mitunter recht unkonventionellen Methoden gelingt es dem Kommissar schließlich immer, seine Fälle zu lösen und die Mörder dingfest zu machen. Zur Genugtuung seiner wachsenden Fangemeinde. Die hat die Kluftinger-Krimis – mittlerweile sind sechs Romane erschienen – längst in die Bestsellerlisten gehievt. Die Gesamtauflage beträgt inzwischen 2,5 Millionen Exemplare. Dass ihre Krimis in ganz Deutschlands Furore machen, erklären sich Volker Klüpfel und Michael Kobr folgendermaßen: „Der Erfolg unserer Krimis hat vermutlich etwas damit





► *Haben Sie als Jugendl-
cher mal etwas mitgehen
lassen?*



zu tun, dass sie so untypisch sind. Die meisten Krimis, die heute veröffentlicht werden oder die man im Fernsehen zu sehen bekommt, erzählen von Polizeibeamten, die in abstrusen bis brutalen Serienmord-Fällen ermitteln. Und auch die Ermittler sind meistens gestörte Persönlichkeiten; sie nehmen Drogen, kämpfen mit psychischen Problemen oder leiden unter einer kaputten Beziehung. Dabei sind Kriminalbeamte in der Realität in der Regel ganz normale Leute, die eine intakte Familie haben und ein eher biederes Leben führen. Wäre es anders, könnten sie diesen Beruf, der einen immer wieder an die Extreme heranzführt, gar nicht aushalten.“ Kommissar Klüftinger ist ein prinzipiell gutartiger, gleichwohl nicht immer sympathischer Antiheld. Wenn die Leser über seine menschlichen Schwächen lachen, lachen sie insgeheim vielleicht auch ein wenig über den Spieß, den sie in sich selbst entdecken. Volker Klüpfel, geboren 1971 in Kempten, hat viele Jahre in Altusried im Allgäu gewohnt. Er studierte Politikwissenschaft, Journalistik und Geschichte in Bamberg. Michael Kobr, geboren 1973 in Kempten, studierte Germanistik und Romanistik in Erlangen. Von ihrer beruflichen Tätigkeit – Klüpfel arbeitet als Redakteur, Kobr als Realschullehrer – haben sich die beiden Autoren zurzeit beurlauben lassen, um mehr Zeit für ihre sehr erfolgreichen Lesungen, für das Schreiben und für ihre Familien zu finden. Für ihre Klüftinger-Krimis wurden die beiden Schriftsteller bereits mehrfach ausgezeichnet; 2011 erhalten sie den Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG.



▲ *Waren Sie als Kind lieber
Räuber oder Gendarm?*

► *Welche Eigenschaft
von Ihnen steckt in
Kommissar Klüftinger?*





▲ *Haben Sie als Schüler gerne Theater gespielt?*



▲ *Welche Eigenschaften zeichnen den typischen Allgäuer aus?*



▲ *Sind Sie selbst ein typischer Allgäuer?*

► *Wie heißt Kluftinger mit Vornamen?*



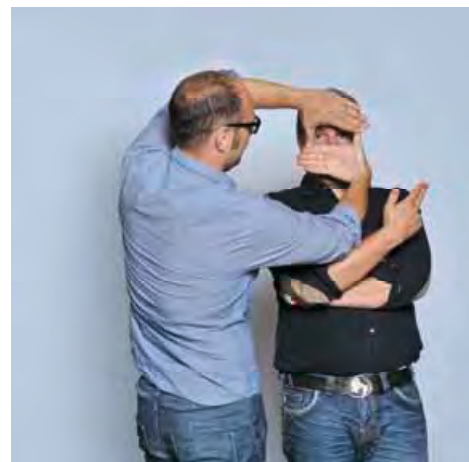
◀ *Wer von Ihnen hat als Autor das letzte Wort?*



► *Streiten Sie viel bei der Arbeit an einem Roman?*



◀ *Was ist in Ihren Krimis wichtiger, der Plot oder der Rahmen?*





▲ *Wie eng ist Ihre Bindung als Autorenduo?*



▲ *Was halten Sie von Literaturkritikern?*



▲ *Denis Scheck – fällt Ihnen zu diesem Namen etwas ein?*



◀ *Erzählen Sie gerne von sich privat?*

▼ *Gibt es etwas, was Sie an Ihrem Kollegen stört?*



◀ *Gibt es Eigenschaften, die Sie an Ihrem Kollegen besonders schätzen?*





◀ *Haben Sie Ihren Erfolg verdient?*



▲ *Was bedeuten Ihnen Preise und Auszeichnungen?*



▲ *Wie lange wollen Sie noch Allgäu-Krimis schreiben?*

▶ *Treffen Sie sich ab und zu auch mal gerne privat?*



◀ *Wie motivieren Sie sich vor einer Lesung, wenn Sie keine Lust haben?*

MEMORAPHONSE

Pauline Füg

gehört mit ihren Spoken-Word-Texten seit Jahren zu den Stars der deutschen Poetry Slam Szene. Nach dem Abitur studierte die 1983 in Leipzig geborene und in Nürnberg aufgewachsene Bühnenpoetin Psychologie in Eichstätt. 2011 erschien ihr erster Lyrik-Band „die abschaffung des ponys“. Seit 2005 tritt Pauline Füg bei Poetry Slams nicht nur als Solistin, sondern auch zusammen mit dem in Stuttgart lebenden Autor Tobias Heyel auf. Im Elektro-Poesie-Projekt „großraumdichten“ wird das Poeten-Duo musikalisch durch den Multiinstrumentalisten und Elektro-Klangbastler Ludwig Berger unterstützt. 2010 wurde Pauline Füg für den Text „kauf mir ein zelt“ mit dem Förderpreis der Literaturstiftung Bayern ausgezeichnet. 2011 erhält die junge Autorin den Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG.







Sprech-akt [auszug]

ich will
jedes mal neu sein
das mikrofon sei mein transmitter
hier kommt mein botenstoff für euch

[...]

ich will
keine großen töne spucken
will keine pompösen wortgebilde
keine zwölftonalen abgezogene
in die menschen schleudern
ich werde keine von-mund-zu-mund-
gerüchte
hinter eurem rücken verbreiten

[...]

das ist heute kein neuer text
ich hab einmal alles markiert
und dann auf entfernen gedrückt
und das bleibt übrig
ich stehe ohne papier nackt vor euch
lass meine hüllen fallen
bin einer Sprech-akt

Pauline Füg

„großraumdichten“ nennt sich die Elektro-Poesie-Gruppe, die aus den Poeten Pauline Füg und Tobias Heyel sowie dem Komponist Ludwig Berger besteht. Das Trio präsentiert Spoken Word Performances mit Texten aus eigener Feder, die von elektronischer Musik begleitet werden. Im Bild: die erste selbstaufgenommene und selbstproduzierte CD.



Wenn Pauline Füg die Bühne eines Poetry Slams betritt, verwandelt sich die zarte, fast ein wenig schüchtern wirkende junge Frau von einer Sekunde auf die andere in eine souverän agierende Bühnenpoetin. In ihren auswendig vorgetragenen Texten verdichten sich Reflexionen über die Tiefen und Untiefen der menschlichen Gefühlswelt durch den Klang und Rhythmus der Sprache, durch Reime sowie die Mehrdeutigkeit von Wörtern zu poetischen Bildern, deren Intensität die Zuhörer verzaubert und berührt. Doch sobald Pauline Füg die Bühne verlässt, fällt die geheimnisvolle Aura der Dichterin von ihr ab und sie verwandelt sich wieder in eine Persönlichkeit, die sich in der Normalität des Alltagslebens nicht weniger gut oder schlecht zurechtfindet als die meisten ihrer Mitmenschen. Im persönlichen Umgang ist Pauline Füg eine völlig unprätentiöse junge Frau, die auf unsere Frage nach ihrem literarischen Werdegang ganz schlicht antwortet: „Ich schreibe, seitdem ich schreiben kann.“ Vergnügt erzählt sie uns von ihren ersten Gehversuchen als Autorin. Als Neunjährige schrieb sie Detektivgeschichten und als junges Mädchen dann auch Gedichte. Immer habe sie sich Leser oder Zuhörer für ihre Texte gewünscht, sagt Pauline Füg, und so geriet sie als Abiturientin und Studentin quasi zwangsläufig in den Strudel des Poetry Slam, einer damals noch jungen literarischen Bewegung. „Wenn man da einmal drin und wirklich gut ist, kommt man nicht mehr raus. Eine Einladung folgt auf die andere – und so war ich während meines Studiums ständig unterwegs.“ Was Pauline Füg zurzeit macht und denkt, erläutert sie uns im Folgenden:



Zusammen mit der Licht- und Filmkünstlerin Cendra-Doreen Polsner arbeitet Pauline Füg zurzeit an einer Installation für ihren Lyrikband „die abschaffung des ponys“. Die Premiere des Lyrik-Video-Projekts wird am 5. November in Friedberg bei Augsburg stattfinden.

„Das Schreiben geht oft mit einem Satz los, der mir plötzlich eingefallen ist und nicht mehr aus dem Kopf geht – über mehrere Tage entsteht dann manchmal ein Text. Wofür ich ihn verwende, entscheide ich später.“

?

was ich am Poetry Slam mag und was nicht: Bei dieser Veranstaltung bekommt jeder Teilnehmer fünf Minuten, um einen eigenen Text vorzutragen. Die Nutzung von Requisiten ist nicht gestattet. Der Bühnenpoet hat also nur sich, das Mikrofon und ein Blatt Papier. Das Gute an diesem Konzept: Der Poetry Slam bietet eine offene Bühne für jedermann, der Autor kann die Wirkung seines Textes durch einen lebendigen Vortrag steigern und das Publikum darf die Performance bewerten. Auf diese Weise bekommen alle Teilnehmer ein Feedback. Natürlich geht es nicht um einen objektiven Wettbewerb, das Ganze ist eher ein Spaß und Spiel. Was ich nicht mag: Poetry Slams sind heute so populär wie noch nie; das wird mir manchmal schon zu viel. Ich bekomme immer mehr Anfragen von Werbeagenturen und anderen Firmen. Die versuchen sich in die Bewegung einzuklinken, um mit ihren Produkten bei einem jungen, hippen Publikum zu landen. Das kann manchmal funktionieren, zu manchen Produkten passt das – zu manchen nicht.

?

auf welchen Hochzeiten ich tanze: Ich schreibe Texte und nehme als Bühnenpoetin an Poetry Slams teil. Ich organisiere solche Veranstaltungen und trete mit meinem Elektro-Poesie-Projekt „großraumdichten“ auf. In Eichstätt leite ich Teamtrainings in einem Hochseilgarten. Und ich arbeite in Hannover an einem Projekt zur Erforschung der therapeutischen Wirkung von Gedichten auf Demenzkranke mit. Außerdem führe ich Schreibworkshops, häufig auch für Hauptschüler in Brennpunktgebiete.





ten, durch. Der Spagat zwischen all diesen Aufgaben ist nicht immer leicht. Doch die Arbeit mit Menschen erdet mich und versorgt mich mit Input für mein Schreiben.

?

wo ich zuhause bin: Ich bin in der DDR geboren und mit meinen Eltern als Vierjährige nach Nürnberg gezogen. Ich durfte nie sagen, dass wir aus der DDR kommen. In meiner Familie war die Frage ‚Wer bin ich und wo ist meine Heimat‘ immer ein Thema. Bin ich Bayer, bin ich Sachse? Wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme, weiß ich nicht, was ich antworten soll. Schon die Frage ‚Wo wohnst Du?‘ kann ich nur schwer beantworten. Ich bin ja ständig unterwegs. In Eichstätt habe ich zurzeit noch eine starke Homepage, weil dort viele gute Freunde aus meiner Studienzeit wohnen. Doch wegen des Forschungsprojekts, an dem ich mitarbeite, halte ich mich auch sehr viel in Hannover auf. Ich fühle mich aber so, als wollte ich nicht ganz aus Bayern weg. Vielleicht ziehe ich demnächst einmal um – ich kann mir gut vorstellen, in Regensburg zu leben.

?

wo ich mich in zehn Jahren sehe: Ich möchte vom Schreiben leben können. Ich hätte gerne Zeit und Muße zur Entfaltung meiner Kreativität. Ich habe noch so viele Dinge vor. Auf jeden Fall will ich in der nächsten Zeit einen Roman schreiben. Ich bin ein Mensch, der sich immer fünf Wege offen hält. Vielleicht arbeite ich auch mal eine Zeitlang als Psychologin, um in diesem Beruf Erfahrungen zu sammeln. Oder ich mache eine Weltreise.

?

was mich antreibt: Vielleicht ist es der Versuch, die Dinge klar zu sehen. Im Alltag merken wir ja häufig, wie stark die zwischenmenschlichen Beziehungen durch Probleme in der Kommunikation gestört werden. Und ich kann Alltagsrott nicht leiden. Deshalb konzentriere ich mich darauf, die besonderen Augenblicke festzuhalten. Die kleinen, geheimen Momente der Welt, die man aus dem Augenwinkel sieht – darauf richte ich den Fokus in meinen Texten. Denn die gehen sonst unter; dabei sind sie oft die besseren. Routine entzaubert die Welt.

1_„großraumdichten“ bei den Lichtnächten in Eichstätt zusammen mit den Synthesiblings – „das sind meine Brüder, die uns manchmal mit Gitarre und Gesang unterstützen“.

2_Nach dem Auftritt in der „Unverzichtbar“ in Schwäbisch Hall. „Die haben unendlich viele Limosorten“.

3_Tobias Heyel und Pauline Füg vor einem Auftritt in der Eisenhütte Büdelsdorf bei Kiel

4_„großraumdichten“ im Schrank



„Ich will mit meinen Texten Störwellen in die Routine des Alltagslebens senden – indem ich sage, fokussiert Euren Blick mal auf die kleinen Sensationen, die man oft übersieht.“

Seit Jahren wirbelt Diana Damrau über die Bühnen der international renommierten Opernhäuser. Ihre Spezialität: Opernpartien von Mozart, Donizetti und Strauss. An der Bayerischen Staatsoper widmet sich die Sopranistin nun einer neuen, besonders anspruchsvollen Aufgabe.

Faszination



Oper



Ein Interview zu geben – das ist für Diana Damrau normalerweise eine leichte Übung. Doch im September 2011 geraten ihre Termine durcheinander. Denn die Sängerin kämpft gegen einen grippalen Infekt an und ihr kleiner Sohn ist am Drei-Tage-Fieber erkrankt. An der Bayerischen Staatsoper laufen die Proben zu Jacques Offenbachs Oper „Les contes d’Hoffmann“. In dieser Inszenierung, die Ende Oktober Premiere hat, wird die Sopranistin alle Frauenpartien singen. Dass Diana Damrau trotz der widrigen Umstände dann doch Zeit für ein Gespräch findet, verdankt sich nicht nur ihrer großen Disziplin und Höflichkeit, sondern auch ihrer Bewunderung für die Kollegin Waltraud Meier. Die berühmte Mezzosopranistin wird 2011 mit dem Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG ausgezeichnet. „Waltraud Meier ist ja Würzburgerin. In den 90er Jahren, als ich an der Hochschule für Musik in Würzburg studierte, war ihr Name in aller Munde und ihr Gesang in aller Ohren“, erinnert sich Diana Damrau. „Dank der Unterstützung durch den Richard Wagner Verband durfte ich sie dann als Isolde in Bayreuth sehen und hören. Waltraud Meier hat dieses Umfassende; sie ist eine großartige Sänger-Darstellerin, dringt so tief in ihre Rollen ein, dass man meint, jedes Mal einen anderen Menschen vor sich zu haben.“

Frau Damrau, Sie werden in Jacques Offenbachs Oper alle Frauenrollen singen. Ist das eine besondere Herausforderung?

Jede neue Opern-Rolle, die ich übernehme, verlangt umfangreiche Vorbereitungen. Ich lese Sekundärliteratur, sehe Filme und höre Aufnahmen an. In diesem Fall habe ich auch die Erzählungen von E. T. A. Hoffmann gelesen; vielleicht fließt die Lektüre instinktiv in meine Interpretation der Rollen ein. Es handelt sich um eine der anspruchsvollsten Aufgaben meiner Karriere; extremer geht es nicht. Gemäß der Intention des Komponisten sollen die vier Hoffmann-Frauen von einer Sängerin gesungen werden; es gibt allerdings nur wenige Künstlerinnen, die das machen. Normalerweise teilt man die Rollen deshalb zwischen einem Koloratursopran für die Olympia, einem Mezzosopran für die Giulietta und einem großen lyrisch-dramatischen Sopran für die Antonia auf. Die Stimme der Olympia steigt in die Stratosphäre auf, hier ist höchste technische Brillanz verlangt. Olympia ist eine gefühllose Puppe, ein Automat – das muss man in der Stimme hören. Und das muss man natürlich auch darstellen, was übrigens großen Spaß macht. Eine ganz andere Stimme gehört der Antonia, die sterben wird und die sich dagegen auflehnt. Die Sängerin hegt eine große Liebe zu Hoffmann; aber sie will und muss auch ihr eigenes Künstlertum ausleben. Diese tragische Rolle zu spielen und zu singen, ist außerordentlich spannend: Da muss man alles an Farben und leidenschaftlichen Tönen in den Gesang einfließen lassen. Und dann gibt es noch Giulietta, die große Verführerin. Für diese drei Figuren muss man schauspielerisch und stimmlich wirklich alle Register ziehen. Und man kann die Partien nur in einer bestimmten Phase seiner Karriere singen. Wenn man als Sängerin die geforderte Dramatik und Wärme in der Stimme hat, hat man die Höhen der Olympia möglicherweise bereits verloren. Man muss in der Planung sehr achtsam sein – es ist eine große und schwierige, natürlich aber auch eine wunderbare Aufgabe.

Seit rund zehn Jahren werden Sie als Sängerin von vielen renommierten Opernhäusern umworben. Ist damit für Sie ein Traum in Erfüllung gegangen?

Ich habe mich 2002 für die Freiberuflichkeit entschieden, um die Chance zu haben, mit großartigen Regisseuren, Dirigenten und Musikern an neuen Opernprojekten zu arbeiten und viele interessante Rollen zu singen. Wenn man es so weit gebracht hat, ist das natürlich großartig. Wer Opernsänger werden will, muss allerdings wissen, dass das ein sehr schwerer Beruf ist. Es darf nie schwer aussehen, was wir Sänger machen. Die darstellerischen oder technischen Schwierigkeiten, die wir bewältigen müssen, sollen nicht erkennbar sein. Die Rollen müssen überzeugend wirken und die Töne ganz natürlich klingen, auch wenn wir manchmal leiden oder Probleme haben. Der Volksmund sagt ja: Ein trauriger Vogel singt nicht gern. Das gilt für uns alle; als Sänger beherrschen wir allerdings unser Handwerkzeug und haben uns so im Griff, dass man das nicht merkt. Die Stimme muss sich so makellos wie bei einer Aufnahme anhören, obwohl wir als Schauspieler körperlich stark gefordert sind. Die Arbeit auf der Bühne ist wirklich Hochleistungssport. Unsere Stimme ist kein Instrument, das man in Samt und Seide einpacken sowie mit der richtigen Raumtemperatur und Luftfeuchtigkeit versehen kann; wir haben sie immer bei uns. Sehr belastend kann es auch sein, wenn man als freiberuflicher Sänger ständig herumreist. Man lebt selten länger an einem Ort, hat keinen gewohnten Tagesablauf und nur wenig Zeit, um Freundschaften zu pflegen. Man arbeitet oft Tag und Nacht; jeder Tag ist anders. Gleichwohl muss man zu den Vorstellungen immer auf den Punkt topfit sein und Topleistungen bringen.

Was treibt Sie als Künstlerin an?

Die Überzeugung, dass die Oper etwas ganz Großartiges, Faszinierendes ist. Als Live-Kunst ist die Oper die Vereinigung aller Künste. Es geht um wunderbare und tief berührende Geschichten, die die Augen und Ohren der Zuschauer ansprechen – es ist ja oft Weltliteratur, die in den Opern vertont ist. Und die Musik potenziert die starken Gefühle, die die dramatische Handlung erzeugt. Für einen Sänger ist es ein großes Erlebnis, alle Dimensionen der eigenen Stimme – ohne Verstärkung und mit einem Riesenorchester im Hintergrund – auf der Bühne ausloten zu können. Wenn ich mich in eine Rolle wie die Königin der Nacht vertiefe und dann mit meiner Stim-



Diana Damrau als Adina in Donizettis Oper „L'elisir d'amore“, Royal Opera House, London, 2009.



me die gewaltige Musik, die Mozart komponiert hat, zum Klingen bringe – bis in die Stratosphäre hinauf, zugleich aber auch dunkel und gefährlich – dann spüre ich, wie ich die Wesenszüge dieser dämonischen Frau, die meiner eigenen Persönlichkeit eigentlich ganz fremd sind, durch mich hindurch lassen kann. Und wenn ich dann merke, wie die Zuhörer gebannt sind und zum Schluss jubeln, dann ist das natürlich eine ganz tolle Erfahrung. Diese Faszination durch die Oper, die Sänger und Publikum verbindet, ist so stark, dass man sich – glaube ich – um den Nachwuchs bei den Musikern und bei den Zuhörern keine Sorgen machen muss.

Sie sind verheiratet mit dem Opernsänger Nicolas Testé; seit Oktober 2010 sind Sie Eltern eines kleinen Sohnes. Wie funktioniert das Familienleben von zwei Sängerstars?
Wie bei allen Eltern: Man tut alles dafür, dass es dem Kind gut geht. Organisation ist unser Leben; wir sind ein Team, planen gemeinsam und stimmen unseren Kalender so aufeinander ab, dass wir geografisch nicht weit voneinander entfernt arbeiten oder sogar in derselben Stadt zu tun haben. Unser kleiner Sohn soll bis zur Schulzeit bei uns bleiben; zurzeit ist er noch bei mir. Wir werden eine Nanny engagieren, die als feste Bezugsperson immer mitreisen wird. Und wir wollen dafür sorgen, dass er mit Gleichaltrigen in Kontakt kommt. Es gibt ja viele Kollegen, die ihre Kinder mitnehmen.

Wie beurteilen Sie aus heutiger Perspektive Ihre Ausbildung an der Hochschule für Musik Würzburg?
Würzburg war für mich der absolute Glücksfall. Denn die Hochschule hat es mir ermöglicht, weiter bei meiner Gesangslehre-

rin aus der Schulzeit – der rumänischen Opernsängerin Carmen Hanganu – Unterricht zu nehmen. Die Professoren waren der Ansicht, dass ich meinen eigenen Weg weitergehen sollte. Meine Lehrerin war allerdings darüber entsetzt, dass für Studenten mit dem Hauptfach Gesang nur eine Stunde Unterricht pro Woche vorgesehen war. Für die Kontrolle der eigenen Entwicklung ist es absolut notwendig, dass man als junger Sänger eng mit einem Lehrer zusammenarbeitet. Man ist ja an der Hochschule vielen Einflüssen ausgesetzt und lässt sich leicht verunsichern. Oder man probiert Dinge aus, die für die eigene Stimme gar nicht gut sind. Ich bin häufig am Wochenende nach Günzburg gefahren und habe bei meiner Lehrerin Privatstunden genommen. Wir hatten an der Würzburger Hochschule eine hervorragende Opernklasse und auch eine sehr gute Dirigentenklasse. Man kann während des Studiums gar nicht genug lernen: Opernensemblesingen war zum Beispiel ganz wichtig; außerdem gehörten natürlich auch Schauspiel, Tanzen, Sprachen und Literaturgeschichte zu unserem Programm.

Welche Herausforderungen werden in den nächsten Jahren auf Sie zukommen?

In meinem Terminkalender sind bereits Projekte bis 2016 vermerkt. Doch es ist zu früh, darüber zu sprechen. In unserem Beruf lernt man nie aus; der Körper verändert sich, die Stimme verändert sich auch. Die Rollen werden, wenn man weiter kommt, immer anspruchsvoller. Man muss lernen, seine Grenzen zu erkennen und permanent an sich zu arbeiten. Jede Stimme, jeder Künstler ist ein Unikat. Die weibliche Stimme wird in der Regel über die Jahre reifer, runder, möglicherweise dunkler und verliert die Höhen. Doch das muss nicht so sein. Die Stimme von Edita Gruberova zum Beispiel hat sich im Grunde bis heute nicht verändert.

Und was haben Sie sich für das Wagner- und Verdi-Jahr 2013 vorgenommen?

Für meine Stimme ist Verdi interessanter. 2013 werde ich die Violetta in „La Traviata“ singen. Diese Rolle hätte ich bereits vor ein paar Jahren in Frankfurt übernehmen sollen; ich habe damals abgelehnt, weil ich – was meine Stimme, meine Persönlichkeit und Lebenserfahrung betraf – noch reifer

werden wollte. Meine Stimme kommt ja von ganz oben; ich wollte stimmlich erst alle Facetten beherrschen, bevor ich mich an die Interpretation dieser tragischen Rolle wage. Bei dieser Oper hängt der Maßstab, den ich mir selbst setze, eben sehr hoch – denn mit Violetta fing alles an. Durch Franco Zeffirellis Film „La Traviata“ mit Teresa Stratas und Plácido Domingo habe ich als Zwölfjährige meine Liebe zur Oper entdeckt.

Wie kann man heute ein junges Publikum für die Oper gewinnen?

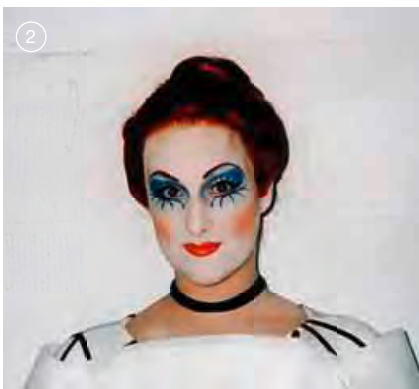
Ich halte es für sehr wichtig, dass sich die Opernhäuser aktiv darum bemühen, junge Leute anzusprechen. Live-Übertragungen von Opernaufführungen auf öffentlichen Plätzen sind zum Beispiel eine hervorragende Möglichkeit, den Menschen zu zeigen, welche wunderbaren und erstaunlichen Dinge auf einer Opernbühne passieren. Ich habe auch keine Einwände gegen Events mit einem gewissen Glamour-Faktor. Manche Zuschauer mögen sich bei einer Open-Air-Veranstaltung oder beim Auftritt einer Sängerin im Fernsehen zunächst mehr durch Äußerlichkeiten blenden lassen; doch die eigentliche Sensation, die eine wunderbare Stimme zu bieten hat, wird dadurch nicht außer Kraft gesetzt. Wer dann doch einmal eine Oper besucht und sieht, wie ein Künstler vollständig in seiner Rolle aufgeht, den packt in der Regel die Begeisterung für dieses großartige Live-Erlebnis. Glücklicherweise bieten die meisten Opernhäuser auch Karten zu günstigen Preisen an. Und es gibt Stehplätze. Ganz wichtig finde ich in diesem Zusammenhang übrigens die Rolle der Regionaltheater. Ich bin während meiner Studienzeit oft ins Würzburger Stadttheater gegangen und habe dort wunderbare Theaterabende erlebt. Oft bieten die kleinen Theater sogar die schöneren Produktionen. Und es gibt viele hervorragende junge Künstler, die an diesen Bühnen ihr Bestes geben und sich in die Interpretation einer Rolle mit Haut und Haaren vertiefen. Wir sind in Deutschland wirklich gesegnet mit unseren Regionaltheatern und den Ensembles. Wir müssen diese Einrichtungen für uns, für unsere jungen Künstler, aber auch für unser Volk und für unsere Bildung unbedingt erhalten; das ist ein ganz wichtiger Teil des aktiven Lebens in einer Stadt.



1_Diana Damrau in der Rolle der Sophie im „Rosenkavalier“ von Richard Strauss im Festspielhaus Baden-Baden, Dezember 2008

2_Am Anfang ihrer Karriere sang Diana Damrau die Partie der Olympia am Nationaltheater Mannheim.

3_Susanna in „Le Nozze di Figaro“ von Mozart, Salzburger Festspiele 2007



Diana Damrau

wurde 1971 in Günzburg geboren. Ihre Ausbildung zur Sängerin schloss sie im Alter von 24 Jahren an der Hochschule für Musik Würzburg mit Auszeichnung ab. Es folgten Engagements an den Opernhäusern in Würzburg, Mannheim und Frankfurt. Seit 2002 tritt Diana Damrau als freiberufliche Sängerin regelmäßig auf den großen Opern- und Konzertbühnen Europas wie auch an der New Yorker Metropolitan Opera auf. Mit ihrer kristallklaren, ausgewogenen und beweglichen Stimme, die auch extreme Höhen bravourös meistert, und mit ihrer ausdrucksstarken Schauspielkunst interpretiert die Sopranistin mit Vorliebe Opernpartien von Mozart, Strauss, Donizetti und Verdi. Diana Damrau erhielt zahlreiche Preise und Ehrungen; 2007 wurde sie mit dem Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG ausgezeichnet.



Szenenwechsel



Dieter Dorn

1935 in Leipzig geboren, studierte Theaterwissenschaft an der Theaterschule seiner Heimatstadt und Schauspiel an der Max-Reinhardt-Schule in Berlin. Er inszenierte und führte Regie an der Landesbühne Hannover, am Schauspielhaus Hamburg, am Wiener Burgtheater, an den Staatlichen Schauspielbühnen Berlin und bei den Salzburger Festspielen, in Oberhausen, Essen und Basel. 1976 ging Dorn als Oberspielleiter an die Münchner Kammerspiele. Von 1983 bis 2001 war er Intendant an diesem Theater. Seit der Spielzeit 2001/02 bis zur Spielzeit 2010/2011 war Dieter Dorn Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels. Der vielfach geehrte und ausgezeichnete Theatermann erhält 2011 das Große Verdienstkreuz mit Stern der Bundesrepublik Deutschland und den Kulturpreis Bayern, Sonderpreis des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Neustart

Im Juli 2011 verabschiedete sich Dieter Dorn, Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels, mit einem bewegenden Auftritt auf der Bühne des Münchner Residenztheaters von seinem Publikum. Über 35 Jahre hat der profilierte Regisseur mit handwerklich meisterhaften Inszenierungen großer Dramen der Weltliteratur immer wieder vorgeführt, wie das Theater mit seinen ureigensten Mitteln – einer Fabel, handelnden Menschen, Sprache und Bewegung – die Zuschauer berühren kann.

Herr Dorn, bei Ihrem Abschied als Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels wurden Sie vom Publikum und von den Schauspielern euphorisch gefeiert. Gab es ein Abschiedsgeschenk, das Ihnen besonders Freude gemacht hat?

Besonders berührt hat mich eine Erkenntnis, die einem – wenn man so heftig arbeitet, wie wir das getan haben – nicht immer klar vor Augen steht. Bereits 2001, beim Wechsel von den Kammerspielen zum Bayerischen Staatsschauspiel, dann aber vor allem in den letzten Jahren ist mir durch viele Gespräche und Briefe intensiv bewusst geworden, dass es in München einen ganz treuen Stamm von Theatergängern gibt, die uns über Jahrzehnte – manche seit 1976, als ich hier aufgetaucht bin – bis heute die Treue gehalten haben. Diese Zuschauer sind als junge Leute zu uns gekommen und mit uns zusammen alt geworden. Wir vom Theater und das Publikum haben im Grunde gemeinsam einen langen Marsch durch die europäische Dramenliteratur von der Antike bis ins 20. Jahrhundert zurückgelegt. Und viele junge Menschen haben sich unserem Zug angeschlossen.

Dass ein renommierter Theatermann über 35 Jahre in einer Stadt bleibt, ist eher ungewöhnlich. Warum haben Sie München so lange die Treue gehalten?

Das hat sich aus der Arbeit ergeben. Ich bin künstlerisch ein treuer Mensch und verlange diese Treue auch von denjenigen, die mit mir zusammenarbeiten. Wir, das heißt ich, meine Mitarbeiter und die Schauspieler, die 1976 mit mir vom Berliner Schillertheater nach München gekommen waren sowie die Schauspieler, die bereits zum Ensemble der Münchner Kammerspiele gehörten, haben sehr produktiv zusammengearbeitet. Wir haben versucht, unsere Vorstellungen über das, was Theater leisten kann, zu realisieren und haben deshalb immer weitergemacht. Es gab dann ja auch eine ganze Menge Erfolge, die uns beflügelt haben. Allerdings kann man diese Erfolge, so

sehr man sich auch um eine Inszenierung bemüht, nicht erzwingen. Wie sich eine Theaterarbeit auf der Bühne entfaltet, bleibt immer ein Abenteuer. Über die Jahre ist eine große Vertrautheit entstanden, die es uns erlaubt hat, die Risiken zu erhöhen – ohne dabei das Publikum zu verlieren. Ich bin stolz, dass unsere Zusammenarbeit so lange gehalten und auch den Wechsel von den Kammerspielen zum Bayerischen Staatsschauspiel überstanden hat. Und es erfüllt mich mit Genugtuung, dass wir mit unserer Art, Theater zu machen, den Zuschauern immer wieder etwas zu sagen hatten. Wir hatten zuletzt 12.000 Abonnenten – das ist eine ganze Menge. Wobei man sagen muss: München ist eine unglaublich theaterbegeisterte Stadt.

Welche Aufgabe hat das Theater aus Ihrer Sicht?

Das Theater sollte der Stadt und den Menschen, die hier leben, dienen. Eine wichtige Aufgabe des Theaters besteht auf alle Fälle darin, wie der große Aufklärer Brecht gesagt hat, den Menschen Vergnügen zu bereiten. Und zugleich kann es ihnen auch Einblicke vermitteln, eine Gegenwelt zeigen, zu einer Öffnung verhelfen. Ich spreche daher gerne von „sinnlicher Aufklärung“. Der Zuschauer will nicht angebrüllt oder belehrt werden; aber wenn ihm auf der Bühne eine Geschichte vorgespielt wird und er die Schicksale von Menschen nachvollzieht, kann er zu der Einsicht gelangen: Das könnte ich sein. Das ist die Kraft des Theaters: Der Zuschauer sieht ein Stück, das von Menschen erzählt, die auf eine Helgenreise geschickt und ganz bestimmten Prüfungen ausgesetzt werden. Auf diese Weise werden Fragen gestellt und Antworten angeboten, die – ich sage das einmal so pathetisch – den Menschen helfen zu leben.

Welche Rolle spielt der Regisseur in diesem Prozess?

Erst kommt der Text, dann kommt der Schauspieler und am Schluss steht der Regisseur. Es ist wichtig, dass man den Formulierungsversuch des Autors für eine ganz bestimmte Sicht der Dinge und der Welt ernst nimmt. Man muss versuchen, dem Text nahe zu kommen, ihn zu spielen und die Szenen aus sich heraus zu entwickeln. Meine Art, eine Geschichte zu erzählen, konzentriert sich auf den leeren Raum, auf den Text und auf den spielenden Menschen. Sprache und Bewegung – das sind die eigentlichen Mittel des Theaters.

Der Abschied ist Ihnen offenbar auch im Alter von 75 Jahren nicht leicht gefallen? Wenn man weiter Theater machen möchte,

und das möchte ich, weil es mir nach wie vor großen Spaß macht, nimmt man nicht gerne Abschied von den wunderbaren Produktionsbedingungen, die ich als Intendant und Regisseur hatte. Die Vertrautheit jahrzehntelanger gemeinsamer Arbeit mit einem Ensemble, mit dem man wie mit einem guten Orchester ganz wunderbar musizieren kann, weil man sich blind versteht und deshalb viel weiter gehen kann, als wenn man sich fremd ist, wird mir fehlen.

Und was wird Ihnen nicht fehlen?

Ich kann mich über die Arbeitsbedingungen, die ich als Intendant hatte, nicht beklagen. Wir waren keinerlei politischem Druck ausgesetzt. Aber man hat als Intendant natürlich mit vielen Sachzwängen zu kämpfen: Man muss diesen Apparat bedienen und Kompromisse machen, damit er spielt und spielt und produziert und produziert. Man muss also manchmal auch Inszenierungen von Regisseuren herausbringen, die man beauftragt hat und die dann eine Arbeit vorlegen, die man eigentlich in dieser Form in seinem Haus nicht zeigen möchte. Es geht ja nicht nur um Qualitätsanforderungen, sondern auch um Quantität: Man hat eine bestimmte Anzahl von Premieren zu realisieren und Verpflichtungen zu erfüllen. Ich bin froh, dass ich diesen Druck nun los bin. Jetzt kann ich vielleicht noch einmal meinen Kindertraum träumen: dass man mit ein paar tollen Schauspielern ein Stück erarbeitet und dann – nach einer ausreichenden Probenzeit – damit durch die Welt oder doch zumindest durch die Bundesrepublik reist.



Das Bayerische Staatsschauspiel hat ein Buch über die Ära Dieter Dorn veröffentlicht, die mit der Spielzeit 2010/2011 zu Ende ging. „Sinnliche Aufklärung“ ist Dorns Motto, unter das er sein Wirken in München gestellt hat.

Doch zunächst einmal werden Sie Opern inszenieren?

Ja, weil ich das sehr gerne mache. Während meiner Zeit als verantwortlicher Theaterleiter bin ich meinem Ensemble als Regisseur nie untreu geworden. Die einzige Möglichkeit, einmal Luft zu holen, bot die Inszenierung von Opern. Ich wollte ja eigentlich Musiker werden und ich liebe die Oper. Ich habe Opern von Mozart wie ein Schauspiel inszeniert. Es macht mir ein Riesenvergnügen, mit jungen Sänger-Darstellern die Figuren zu entwickeln. Im Vergleich zum Schauspiel gibt es einen großen Vorteil: Man kommt schneller zum Wesentlichen. Schauspieler suchen zunächst einmal gerne nach Auswegen; wenn es sich um eine Übersetzung handelt, verstrickt man sich manchmal in unendliche Diskussionen über den Text. Doch die Partitur legt Sprache, Noten, Tempi fest – da gibt es nichts zu diskutieren. Insofern gibt es in der Oper mehr Professionalismus im instrumentalen Sinne, die Sänger beherrschen ihre Stimme und ihren Part. Und durch die Musik hat die Oper natürlich eine zusätzliche Dimension. Wenn alles funktioniert, segelt einem das Ding davon – für einen Regisseur ist das oft unfassbar.

Was reizt Sie an der Inszenierung von Wagners „Ring des Nibelungen“?

Ich bereite für 2013 und 2014 zusammen mit Jürgen Rose und Ingo Metzmacher den „Ring“ für Genf vor. Eine solche Arbeit – es geht immerhin um 15 Stunden Musik – setzt ein paar Monate Vorbereitungszeit voraus. Diese Zeit steht mir jetzt erst zur Verfügung. Ich habe Wagner bereits früher inszeniert und ich finde die Aufgabe sehr reizvoll. Dieser Komponist ist ja äußerst lebendig und ganz eng an den Menschen dran. Und der Text ist genauso wichtig wie die Musik. Ingo Metzmacher und ich wollen eine Opernproduktion erarbeiten, bei der die Sänger nicht – wie es bei Wagner leider üblich ist – brüllen, sondern so singen, dass jedes Wort verständlich ist.

Welche Projekte würden Sie noch gerne verwirklichen?

Von meinem Kindertraum habe ich bereits gesprochen. Vielleicht lässt sich der ja noch einmal realisieren. Ich hätte gerne mehr Shakespeare inszeniert; auch Tschechow habe ich vernachlässigt. Am meisten auf der Seele brennt mir allerdings „Faust II“. Den Schlüssel haben wir uns durch „Faust I“, der uns ja gut gelungen ist, bereits erarbeitet. Wenn ein Theater das Wagnis dieser großen Produktion eingehen und mir den Auftrag erteilen würde, würde ich den übernehmen.

Ein leidenschaftliches Plädoyer von Dr. Wolfgang Heubisch für mehr Frauen in Wissenschaft und Lehre.



Frauen nach vorn!

Work-Life-Balance, die Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Privatleben ist ein Ziel, das heute von weiten Teilen der Gesellschaft und von vielen Unternehmen ernst genommen wird. In diesem Bekenntnis sind sich Politiker aller Parteien und die Manager vieler großer Unternehmen weitgehend einig. Nach wie vor aber sind Frauen vor allem in Führungspositionen deutlich unterrepräsentiert.

Wer Frauen im Berufsleben besser unterstützt, setzt kostbare Potenziale frei. Potenziale zudem, die angesichts des zunehmenden Fachkräftemangels dringend benötigt werden und die Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft stärken können. Denn nie gab es in Deutschland eine so solide und so hoch qualifizierte Generation von Frauen wie heute. Sie bleiben seltener ohne Schulabschluss, ihre schulischen Leistungen sind im Schnitt besser als die der Jungen, sie machen häufiger das Abitur, brechen seltener das Studium ab und sind auch bei den Hochschulabschlüssen führend. Erst mit dem Einstieg ins Berufsleben wendet sich häufig das Blatt. Die Ursachen für diese Situation sind bekannt: Tradierte Rollenklischees, mangelnde Flexibilität der Arbeitsbedingungen, unzureichende Betreuungsangebote für Kinder sowie für pflegebedürftige Familienangehörige und nicht zuletzt mangelndes Selbstbewusstsein

von Frauen bei ihrer Karriereplanung. Diese und andere Gründe werden in der breiten Öffentlichkeit und in den Medien seit geraumer Zeit ausgiebig diskutiert. Besonders von Firmen mit jungen und hochqualifizierten Belegschaften wird die Einführung von Maßnahmen, die einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie dienen, inzwischen als ein Wettbewerbsfaktor beurteilt, der für den Unternehmenserfolg entscheidend ist.

Sicher, der Anteil von Frauen in der Wissenschaft und in der Wirtschaft hat sich in den vergangenen Jahren stetig erhöht. Die Hälfte der Studienanfänger, Studierenden und Absolventen sind mittlerweile Frauen. Den Weg einer wissenschaftlichen Karriere ergreifen aber immer noch zu wenige von ihnen. Auf Führungsebene sind sie immer noch deutlich unterrepräsentiert. Das gilt auch für die Professuren und die Leitungspositionen an den Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Immerhin wurden die ersten Frauen in Bayern bereits 1918/19 habilitiert. Heute liegt der Frauenanteil an den Habilitationen bei etwa 18 Prozent. In den Hochschulen Bayerns vollzieht sich derzeit ein Generationenwechsel. Bis zu einem Drittel aller Professuren an den Hochschulen für angewandte Wissenschaften sind bei uns neu zu besetzen. Eine hervorragende Chance also, die Unterrepräsentanz

von Frauen zu vermindern. Zwar ist den Hochschulen per Gesetz aufgetragen, Chancengleichheit für Männer und Frauen zu schaffen – aber es bewerben sich eben noch immer viel zu wenige Frauen auf ausgeschriebene Professuren. Und auch Absolventinnen der Ingenieurwissenschaften sind noch immer relativ rar. Mit 11.954 Frauen lag der Anteil 2009 bei knapp 23 Prozent.

Mehr Frauen in Lehre und Forschung machen unsere Hochschulen nicht nur zeitgemäßer und innovativer, sondern auch zukunftsfähiger. Der Bedarf an Fachhochschulprofessorinnen und -professoren ist wegen des zu erwartenden Anstiegs der Studierendenzahlen, der Altersstruktur der derzeitigen Stelleninhaber sowie des beabsichtigten Ausbaus der Fachhochschulen groß. Wir brauchen mehr Lehrpersonal und eine ausgewogenere Verteilung zwischen Professorinnen und Professoren. Der Anteil der Frauen auf Fachhochschulprofessuren in Bayern hat in den letzten Jahren zwar auf knapp zehn Prozent zugenommen – er liegt aber noch immer unter dem Bundesdurchschnitt. Die Frauenbeauftragten der bayerischen Fachhochschulen und das Bayerische Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst haben deshalb das Lehrauftragsprogramm „rein in die Hörsäle!“ zur Anwerbung entsprechend qualifi-

zierter Frauen entwickelt. Es gibt Frauen die Möglichkeit, durch Lehraufträge fachhochschulspezifische pädagogische Erfahrungen zu sammeln und zugleich Verbindungen zu Fachhochschulen zu knüpfen.

Wir müssen den Frauenanteil auf allen Ebenen der Wissenschaft erhöhen. Deswegen fördert der Freistaat Qualifizierungsmaßnahmen für Frauen – zum Beispiel für Habilitations- und andere post-doc-Stipendien an den Universitäten. Im Doppelhaushalt 2009/2010 konnten wir die Mittel erhöhen – von zwei Millionen Euro im Jahr 2008 auf zweieinhalb Millionen Euro 2009 und drei Millionen 2010. Im neuen Doppelhaushalt ist dieses Niveau – trotz großer Sparzwänge – weitgehend geblieben. Alles Geld hilft jedoch nicht, wenn es uns nicht gelingt, Frauen zu ermutigen, sich weiterzuqualifizieren und Führungspositionen anzustreben. Der Bedarf an weiblichen Vorbildern für Studentinnen ist beträchtlich – sie nehmen Frauen an Universitäten eher in untergeordneten Positionen, selten als Professorinnen wahr. Ein höherer Anteil an Professorinnen hätte eine wichtige Vorbildfunktion für den künftigen Berufsweg und für das Selbstverständnis von Frauen in der modernen Gesellschaft generell.

Wenn wir heute über Akademikermangel und demografische Entwicklung diskutieren, lautet eine Forderung: Wir müssen mehr Menschen den Weg an die Hochschulen eröffnen, auch solchen, die kein normales Vollzeitstudium aufnehmen können, beispielsweise weil sie berufstätig sind oder familiäre Verpflichtungen haben – und das betrifft natürlich insbesondere auch die Situation vieler Frauen. Mit der Einführung von berufsbegleitenden und Teilzeitstudiengängen entsteht hier ein flexibles Angebot, das der Vielfalt der unterschiedlichen Lebenssituationen, Bildungsbiografien, Motivationen und Zielen gerecht wird. An zahlreichen Hochschulen für angewandte Wissenschaften und Universitäten gibt es eine wachsende Zahl dieser neuen Studienformate – von der Hochschule Amberg-Weiden bis zur Universität Würzburg, von der Anglistik über Pflege bis zur Systemtechnik. Und angesichts des großen Bedarfs an Akademikern müssen wir versuchen, bereits die Schülerinnen und Schüler für ein Studium zu begeistern. Denn die demografische Entwicklung wird das Problem fehlender Fachkräfte verschärfen. Der Akade-

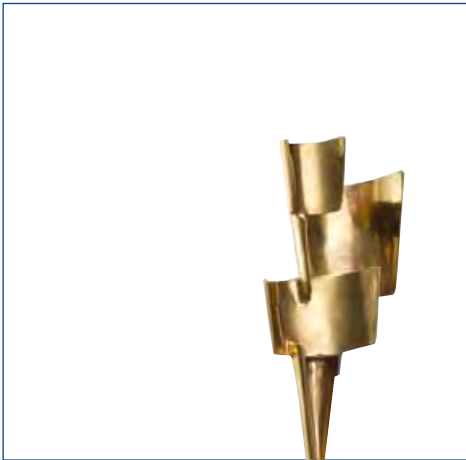
mikermangel im Freistaat wird demnach von knapp 25.000 fehlenden Absolventen im Jahr 2014 bis ins Jahr 2022 auf über 30.000 ansteigen. Deshalb geben wir Impulse, um insbesondere mehr Studierende für die sogenannten MINT-Fächer, die Fachgebiete Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik, zu gewinnen.

Mit vielfältigen Aktivitäten im schulischen und außerschulischen Bereich wecken die bayerischen Hochschulen bereits frühzeitig bei unserem Nachwuchs Interesse für ein späteres Studium. Die Universität Würzburg beispielsweise geht hier mit gutem Beispiel voran: Sie hat im vergangenen Jahr Kooperationsverträge mit Schulen geschlossen. Ziel ist es, den Übergang von der Schule an die Universität bestmöglich zu gestalten und bei der Wahl des optimalen Studienfachs zu unterstützen. Die Universität hat im vergangenen Jahr auch ein neues Konzept der Schüler-Uni entwickelt. Die erste Resonanz ist beeindruckend: Für rund 500 Plätze waren über 1.000 Bewerbungen eingegangen. Noch einen Schritt weiter geht die Universität mit ihrem Frühstudium, bei dem begabte Schülerinnen und Schülern neben der Schule bereits reguläre Vorlesungen und Seminare besuchen.

Die jungen Preisträgerinnen des Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG und des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, die wir auf den folgenden Seiten vorstellen, haben sich mit ihren besonderen wissenschaftlichen Leistungen die besten Voraussetzungen erworben, Karriere zu machen. Sie sind Vorbild für viele junge Frauen in Wissenschaft und Wirtschaft. Ich würde mich freuen, wenn sie ihre Motivation und Erfahrungen an möglichst viele junge Nachwuchskräfte weitergeben und ihnen Mut machen, sich für Führungspositionen zu qualifizieren! Wir haben uns deshalb entschieden, in dieser Ausgabe von „Bayerns Beste“ die Preisträgerinnen des Kulturpreises Bayern in den Kategorien Universitäten und Hochschulen für angewandte Wissenschaften vorzustellen – ohne damit die männlichen Preisträger hinten anzustellen. Alle Preisträger finden Sie unter: www.eon-bayern.com. Viel Vergnügen bei der Lektüre.

Dr. Wolfgang Heubisch

wurde am 13. Juli 1946 in München geboren, wuchs dort auf und stammt aus einer sehr kunstinteressierten Familie. Seine beiden Onkel Lothar und Elmar Dietz waren bekannte Bildhauer. Von Letzterem stammt etwa die wiederhergestellte Quadriga auf dem Siegestor. Der Vater von drei Kindern ist seit 1990 Mitglied der FDP und hat hier seine Schwerpunkte in den Bereichen Wirtschafts-, Bildungs- und Gesundheitspolitik gesetzt. „Wissenschaft und Forschung haben in Bayern einen hohen Stellenwert, denn sie sichern die Zukunft des Landes“, so sein Credo. Einen weiteren Schwerpunkt seiner Arbeit legt Minister Heubisch auf die Kunst. Seit 2008 ist Dr. Wolfgang Heubisch Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst.



Kulturpreis Bayern



Carolin Kreisbeck



Kathrin Sattler

Was Preis-trägerinnen des Kulturpreises Bayern bewegt und was sie sich wünschen

1

Carolin Kreisbeck, 28 Jahre
Geburtsort: Memmingen

Studienrichtung: Mathematik/Angewandte Analysis; 2010 Promotion an der Universität Regensburg; 2010-2012 Postdoc im ICTI Carnegie Mellon|Portugal - Programm in Pittsburgh und Lissabon.

Mein Berufsziel: Tätigkeit in Wissenschaft, Forschung und Lehre.

Mein größter Wunsch: Glücklich und zufrieden am Ziel meiner Reise durch das Leben anzukommen; auf dem Weg dorthin wertvolle Stücke für meinen Erinnerungsschatz zu sammeln und selbst ein bisschen Sonnenschein in die Herzen meiner Mitreisenden bringen zu können.

Meine Vorbilder: Andrew Wiles (britischer Mathematiker, *1953) – für seine Leidenschaft zur Mathematik und seine Beharrlichkeit im Problemlösen." Meine Mentorin Luísa Mascarenhas – dafür, dass sie vorlebt, dass sowohl Mathematik und Herzlichkeit als auch Beruf und Familie keine Widersprüche sein müssen. Mein Mann Christoph – für seine Besonnenheit und seinen Optimismus.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Meiner Erfahrung nach kann eine Frau heutzutage in Wissenschaft und Forschung ihren Fähigkeiten entsprechend alles schaffen, was sie will. Das Problem, das insbesondere Frauen vor innere Konflikte und eine riesige Herausforderung stellt, sehe ich eher in der schwierigen Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Familie.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Die Fragestellung meiner Doktorarbeit war: Was passiert im Inneren eines Metallstabes, wenn man ihn biegt, verdrillt, zusammendrückt oder daran zieht? Wie wirken sich diese Effekte auf die Verformung des Stabes aus?

2

Kathrin Sattler, 25 Jahre
Geburtsort: Regensburg

Studienrichtung: Studium der Elektro- und Informationstechnik mit Schwerpunkt Fahrzeugelektronik an der Hochschule für angewandte Wissenschaften FH Ingolstadt.

Mein Berufsziel: Nahziel ist eine kooperative Promotion an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg; später Ingenieurin in einem innovativen Entwicklungsprojekt in der Automobilbranche.

Mein größter Wunsch: Meine Herausforderungen mit viel Freude, Elan und Erfolg zu meistern.

Meine Vorbilder: Stephen Hawking, da er trotz erheblicher Einschränkungen weiterhin Großes schafft anstatt aufzugeben und zu resignieren.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Im Bereich der Ingenieurwissenschaften stehen die Chancen meiner Meinung nach sehr gut. Ich habe in meiner bisherigen Laufbahn keinerlei Diskriminierungen oder Benachteiligungen erlebt. Im Gegenteil: Ich wurde als Ingenieurin immer aufgeschlossen und ohne jegliche Vorurteile aufgenommen, gefördert und ermutigt, meinen Weg in dieser Männerdomäne zu bestreiten.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Meine Arbeit „Die Sattel-Knoten-Bifurkation zur Identifikation querdynamisch kritischer Fahr-situationen im Kraftfahrzeug“ befasst sich damit, eine im Automobil bisher noch nicht verwendete Methode zur Erkennung querdynamisch kritischer Situationen wie zum Beispiel Schleudern auf Glatteis zu untersuchen und in der Praxis anzuwenden. Ziel war es, kritische Situationen möglichst frühzeitig zu erkennen, um noch vor einem möglichen Unfall Sicherheitssysteme auszulösen.



Michaela Geierhos



Eva Müller



Katharina Sinz

3

Michaela Geierhos, 28 Jahre
Geburtsort: Schwabmünchen

Studienrichtung: Magister in Computerlinguistik, Informatik, Phonetik und Sprachliche Kommunikation (M.A.) sowie Promotion in Computerlinguistik und Informatik zum Dr. phil. an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Mein Berufsziel: Karriere in der Wissenschaft.
Mein größter Wunsch: Berufung auf eine Professur.

Meine Vorbilder: Lutz von Rosenstiel, Professor für Organisations- und Wirtschaftspsychologie. Sein Engagement für die Lehre und seine Leidenschaft für die Wissenschaft wurden selbst nach Erreichen des Pensionsalters nicht geschwächt.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? In den letzten Jahren wurde sehr viel zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen unternommen. Sei es die Unterstützung durch Mentoring-Programme, also die Beratung und Begleitung durch renommierte und erfahrene Professorinnen, sei es die finanzielle Unterstützung, um beispielsweise Mutterschutzzeiten zu überbrücken. Insgesamt wächst der Anteil von Frauen in Führungspositionen aber noch sehr langsam. Dennoch sehe ich die angedachte Frauenquote als problematisch an. Denn jeder möchte unabhängig vom Geschlecht Wertschätzung für seine Leistungen erfahren.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Meine Dissertation mit dem Titel „BiographIE: Klassifikation und Extraktion karrierespezifischer Informationen“ trägt erste Schritte dazu bei, die Personensuche im Internet erstmals individuell und bedarfsorientiert auszurichten.

4

Eva Müller, 27 Jahre
Geburtsort: München

Studienrichtung: Holztechnik/Innenausbau, Schwerpunkt Bauphysik und Bauen im Bestand, Hochschule Rosenheim.

Mein Berufsziel: Ein erstes Zwischenziel ist erreicht – Beratungsingenieurin für Bau- und Raumakustik in einem großen Büro in München. Mit vielen Möglichkeiten dazuzulernen und mich zu entwickeln. Wer weiß, was noch kommt...

Mein größter Wunsch: Mir in 40, 50 Jahren nicht vorzuwerfen „Ach, hätte ich doch bloß...“

Meine Vorbilder: Eigentlich keine dauerhaften. Ich treffe Entscheidungen nach eigenem besten Wissen, Gewissen und Bauchgefühl und der gelegentlichen Frage: „Was würde diese oder jener in der Situation tun?“

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Mein Eindruck ist, dass mittlerweile weniger das Geschlecht eine Rolle spielt, als vielmehr die Herkunft und das Elternhaus.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Zur Beurteilung der akustischen Qualität von Räumen gibt es eine Reihe subjektiver und objektiver, messbarer Kriterien. Das älteste und bis heute wichtigste ist die Nachhallzeit; sie beschreibt, wie stark ein Raum bedämpft ist, wie er „klingt“. Die Absorberfläche jedoch, die die Nachhallzeit in den mittleren und hohen Frequenzen maßgeblich beeinflusst, ist aber auch die, deren Absorptionsgrad nicht ohne Problem ermittelt und in den Saal übertragen werden kann: die Bestuhlung und das Publikum. In meiner Diplomarbeit untersuche ich solche Zusammenhänge und entwickle auch eine Methode, die Messergebnisse aus dem Hallraum in den Saal zu übertragen.

5

Katharina Sinz, 29 Jahre
Geburtsort: Kempten i. Allgäu

Studienrichtung: Bachelor of Arts in Sozialwirtschaft; Schwerpunkt Gesundheit sowie Kosten- und Leistungsträger, Hochschule Kempten – University of Applied Sciences.

Mein Berufsziel: Vielleicht nebenberuflich noch als Hochschuldozentin tätig zu sein. Derzeit arbeite ich im Management einer onkologischen Rehabilitationseinrichtung der Waldburg-Zeil Kliniken in den Bereichen Controlling, Qualitätsmanagement und Personal – was mir sehr viel Freude bereitet.

Mein größter Wunsch: Ein kleiner Bauernhof im Herzen des Allgäus.

Meine Vorbilder: Apple-Mitbegründer Steve Jobs, aufgrund seiner Cleverness und seines Understatements, und Menschen aus meinem unmittelbaren Umfeld, die mich mit ihrer ansteckenden Begeisterungsfähigkeit für neue Herausforderungen inspirieren.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Ich empfinde die Situation nach wie vor als unausgewogen. Berufungen erfolgen immer noch überwiegend an Männer. Zur tatsächlichen Verbesserung der Chancengleichheit ist gesamtgesellschaftliches Umdenken beim Thema „Mama macht Karriere“ und gleichzeitig der Ausbau familienfreundlicher Arbeitsplätze in Wissenschaft, Lehre und Forschung notwendig. Eine gesetzliche Frauenquote halte ich nicht für förderlich, da sie wissenschaftliche Qualität als alleinigen Maßstab für eine akademische Laufbahn infrage stellt.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Für meine BA-Arbeit, in der ich Standardisierungsmöglichkeiten für das Stationäre Patientenmanagement des im Frühjahr 2010 gegründeten Klinikverbundes Kempten-Oberallgäu eruiere.



Heba Aguib



Christine Bierling



Susanne Ebert

6

Heba Aguib, 27 Jahre
Geburtsort: Kairo, Ägypten

Studienrichtung: Promotion, Maschinenwesen, Mikrotechnik- und Medizingerätetechnik, Technische Universität München.

Mein Berufsziel: In Zusammenarbeit mit deutschen Unternehmen und Universitäten einen Beitrag zum Fortschritt von akademischer Bildung und angewandter Forschung in Ägypten zu leisten. Dabei liegen mir die Etablierung des Bereichs der Medizintechnik und besonders die Entwicklung bedarfsorientierter Geräte am Herzen.

Mein größter Wunsch: die Verbesserung der ökonomischen und sozialen Lage im Heimatland und einen eigenen Beitrag dazu leisten zu können. Ehrliche Freunde zu behalten.

Meine Vorbilder: Menschen, die es geschafft haben erfolgreich zu sein, dabei ihre Werte behalten und sich selbst treu bleiben; Wissenschaftler, die mit ihrer Forschung Menschen helfen; ehrgeizige Sportler, die nicht dopen; meine Eltern.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Ich bin der Ansicht, dass Frauen in Universitäten gleichberechtigte Chancen zur Selbstverwirklichung haben. Die zunehmende Anzahl an Frauen im Ingenieurbereich zeigt, dass es oft eigene mentale Hemmnisse sind, die Frauen abhält. Die Herausforderung des gleichzeitigen Managements von Familie und Beruf wird es aber immer geben.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? In meiner Arbeit befasste ich mich mit der Entwicklung von Instrumenten für medizinische Eingriffe. Ziel war es, neue, technische Ansätze und eine strukturierte Vorgehensweise auszuwählen, um einsatzorientierte, optimierte Greif- und Fügemechanismen für minimal-invasive Eingriffe zu realisieren.

7

Christine Bierling, 28 Jahre
Geburtsort: Garmisch-Partenkirchen

Studienrichtung: Diplom-Studium der BWL, Controlling und Finanzmanagement, an der Hochschule Augsburg.

Mein Berufsziel: Ein Job mit einem spannenden und abwechslungsreichen Aufgabengebiet, der es mir ermöglicht, mit interessanten Menschen zusammenzuarbeiten und meinen Horizont ständig zu erweitern.

Mein größter Wunsch: Möglichst viel von der Welt zu erfahren und die Freiheit für jeden, sein Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Meine Vorbilder: Je nach Situation; primär aber Menschen in meinem unmittelbaren Umfeld, die ich für ihre Persönlichkeit und Leistung gleichermaßen bewundere.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Durch nationale sowie internationale Initiativen und Institutionen konnten gerade in den letzten Jahren deutliche Erfolge und Verbesserungen erzielt werden. Es darf nicht vergessen werden, dass es sich hierbei um einen kontinuierlichen Veränderungsprozess handelt, der weiterhin vorangetrieben werden muss, um Erreichtes zu stabilisieren und auszubauen.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Die jüngsten Turbulenzen auf den internationalen Geld- und Kapitalmärkten haben die Signifikanz eines effizienten Liquiditätsrisikomanagements für die Stabilität einzelner Banken sowie des gesamten Finanzsystems deutlich gemacht. In meiner Diplomarbeit werden neue Ansätze im Liquiditätsmanagement und aktuelle Ansätze zur Quantifizierung des Liquiditätsrisikos untersucht und einer kritischen Beurteilung unterzogen.

8

Susanne Ebert, 31 Jahre
Geburtsort: Schweinfurt

Studienrichtung: Promotion, Entwicklungspsychologie, Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Mein Berufsziel: Ich wollte schon immer gern in der Forschung arbeiten, da es sich um ein spannendes und abwechslungsreiches Arbeitsfeld handelt. Ich kann mir aber zum Beispiel auch gut vorstellen direkter an Bildungsreformen mitzuarbeiten.

Mein größter Wunsch: Dass Wissenschaft nicht heißt, möglichst viel zu publizieren, sondern gute Forschung zu machen, die Erkenntnisgewinn bringt; ein respektvoller Umgang des Menschen mit der Natur; Gesundheit in der Familie und ein glückliches Leben in einem Haus mit großem Garten und vielen Tieren.

Meine Vorbilder: Menschen, die sich begeistern können, die kritisch sind und mitdenken; Menschen, die sich für andere freuen können.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Im Prinzip haben Frauen und Männer ähnliche Chancen. Allerdings wird es schwierig, sobald es Partner und/oder Familie gibt. Aufgrund der Rahmenbedingungen an der Universität (zum Beispiel befristete Verträge) ist es nicht leicht, eine familiäre Zukunft zu planen – vor allem wenn der Partner einen eigenständigen Beruf hat, der örtlich gebunden ist.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Meine Promotion beschäftigt sich mit der Entwicklung des Wissens von Kindergartenkindern über mentale Zustände und Prozesse wie Wissen, Denken oder Erinnern und welche Faktoren für Unterschiede im Erwerb dieses Wissens eine Rolle spielen. Besonders faszinierend finde ich, wie Kinder die mentale Welt, die sie ja nicht direkt beobachten können, erschließen.



Sara Diana Leonhardt



Anika Döring



Vanessa Reinhardt

9

Sara Diana Leonhardt, 29 Jahre
Geburtsort: Stuttgart

Studienrichtung: Biologie/Tropenbiologie; Diplomarbeit an der Duke University, Durham, North Carolina; Promotion in der Graduiertenschule der Universität Würzburg.

Mein Berufsziel: Das, was ich dank Faszination für die Natur und kindlicher Neugier bin – Wissenschaftlerin!

Mein größter Wunsch: Dass das Leben so wundervoll und spannend bleibt; dass mir die besonderen Menschen in meinem Leben lange erhalten bleiben und dass wir lernen, Regenwälder zu schützen!

Meine Vorbilder: Neben meiner Mama, Alfred Russel Wallace, der in meinen Augen beste „Naturalist“, der schon zu Zeiten, in denen Umweltschutz noch ein Fremdwort war, erkannte, dass unser Umgang mit unserer Erde fatale Folgen haben wird.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Schlechter als die von Männern: weil man sich in der Wissenschaft keine Bypasspause leisten kann, ohne unweigerlich einen Produktivitätseinbruch zu erleiden – die Wissenschaftlerqualität wird leider v.a. an der Zahl der Publikationen pro Zeit gemessen – und weil Frauen selten so selbstbewusst auftreten wie Männer. Allerdings haben wir einen kleinen Frauenquotenwahn-bedingten Bonus.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Ziel meiner Dissertation war es, herauszufinden, warum, wie und wo eine Gruppe von Bienen, die eng mit unseren Honigbienen verwandt ist, jedoch nur in den Tropen vorkommt, Harz sammelt und verwertet. Neben einer Vielfalt an Blütenpflanzen könnte auch der „Harzreichtum“ für das Wohlergehen von Bienen essentiell sein. Finden Bienen kein Harz, verlieren sie ihre natürliche (Immun-)Abwehr.

10

Anika Döring, 26 Jahre
Geburtsort: Dessau

Studienrichtung: Textildesign, Hochschule Hof.

Mein Berufsziel: Mit dem Berufseinstieg freue ich mich darauf, ästhetisch hochwertige wie konzeptionelle Produktlösungen zu erarbeiten. In der Designentwicklung sehe ich viele interessante Möglichkeiten und blicke daher gespannt in die berufliche Zukunft.

Mein größter Wunsch: Ich wünsche mir ganz fest, auch in Zukunft trotz räumlicher Distanzen die Zeit zu haben, gute Freundschaften zu erhalten und lieb gewonnene Menschen nicht zu verlieren.

Meine Vorbilder: Ich finde es großartig und bewundernswert, wenn sich Menschen mit kleinen und großen Taten für Schwache und Notleidende einsetzen und die Kraft haben, am großen Ziel einer besseren und gerechteren Welt festzuhalten. Zu diesen Symbolfiguren gehören für mich unweigerlich große Persönlichkeiten wie Mahatma Gandhi.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Im Interesse von Fortschritt und Bildung können wir auf das Potenzial der Frauen nicht mehr verzichten. Dank der Unterstützung von gegenwärtigen Förderprogrammen und einer zukunftsorientierten Politik bin ich mir sicher, dass sich Frauen zunehmend selbstbewusst in diesen Bereichen etablieren werden.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? Als Abschlussarbeit erstellte ich eine Tapetenkollektion, die ich im Zusammenwirken mit der Firma A.S. Création Tapeten AG entwickelt und umgesetzt habe. Für die formale Konzeption habe ich Inspirationen zeitgenössischer Architektur und Objekte aus dem technischen Umfeld aufgegriffen.

11

Vanessa Reinhardt, 24 Jahre
Geburtsort: Ulm

Studienrichtung: Betriebswirtschaft, Schwerpunkt Marketing & Sales an der Hochschule Neu-Ulm.

Mein Berufsziel: Den Schritt in die Selbstständigkeit wagen.

Mein größter Wunsch: Meine Ziele im Leben zu erreichen und mit mir zufrieden zu sein.
Meine Vorbilder: Meist sind es Menschen aus meinem direkten Umfeld, die mich durch ihre besonderen Eigenschaften faszinieren. Das sind Familienmitglieder, Verwandte und Freunde, aber auch Vorgesetzte und Kollegen. Ich versuche stets, von anderen zu lernen.

Wie beurteilen Sie die Chancen von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Lehre? Die Förderung von qualifizierten und karriereorientierten Frauen war noch nie so präsent wie heute. Frauen sollten selbstbewusst auftreten und die Chancen, die sich ihnen nun bieten, ergreifen. Netzwerke, Coaching- und Mentoringprogramme helfen dabei, den beruflichen Ehrgeiz zu wecken und sich auch in männerdominierten Branchen und Bereichen durchzusetzen. Zu hoffen bleibt, dass das Thema „Frauen und Karriere“ nicht nur endlos diskutiert wird, sondern bald auch eine wirkliche Veränderung erkennbar ist.

Wofür wurden Sie ausgezeichnet? In meiner Diplomarbeit mit dem Thema: „Kinder im Fokus der Unternehmen“ untersuche und diskutiere ich, was bei der Ansprache von Kindern zu berücksichtigen ist, warum Kinder für Unternehmen so wichtig sind, welche Chancen und Risiken beim Schul sponsoring bestehen und welche Faktoren bei einem verantwortungsbewussten Schul sponsoring von Seiten der Schulen und Unternehmen berücksichtigt werden sollten.



Foto links: Spielbank Bad Kissingen; neue Portale nehmen Rücksicht auf die Geschichte – man spürt die vergangenen Jahrhunderte, das historische Gebäude kommt zurück.

Foto unten: Stadtraum und Energie – Heizkraftwerk Würzburg.



Zukunft hat Herkunft

Architektur und Emotion lassen sich nicht trennen. Planen und Bauen sind ein umfassender Kommunikationsprozess. Die Qualität der Auseinandersetzung mit Menschen und Dingen macht diesen Vorgang zu „Kultur“. Jede Bauaufgabe ist besonders und erfordert ihre eigene Lösung. Das Architekturbüro Brückner & Brückner sucht den Dialog mit dem Ort und den Menschen. Bauen mit dem Bestand oder die Suche nach der Transformation – unter dieser Überschrift stellen die Architekten ihre Arbeit vor.

Foto unten: Bayerisch-Böhmisches Kulturzentrum Schönsee in der Oberpfalz. Das einst halb verfallene, dem Abriss geweihte Kommunbrauhaus aus dem 17. Jahrhundert konnte mit neuem Inhalt gefüllt und mit einem kongenialen architektonischen Konzept gerettet werden. Der Umbau gilt in der Fachwelt als äußerst gelungener und nachhaltiger Versuch, auf vielschichtige Weise historisches Erbe und zeitgenössische Formensprache zu verknüpfen.



Brückner & Brückner

Peter Brückner, 1962 geboren in Tirschenreuth; Architekturstudium an der Technischen Universität München; 1990 Bürogründung Architektur- und Ingenieurbüro Brückner & Brückner mit Klaus-Peter Brückner, 1939 geboren in Mährisch-Schönberg, Ingenieurbau studium an der Fachhochschule Regensburg; 1996 Büro mit Christian und Klaus-Peter Brückner. 2009 Berufung in den Konvent der Bundesstiftung Baukultur. Christian Brückner, 1971 geboren in Tirschenreuth, Architekturstudium an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste, Stuttgart. Die Projekte der Architekten, mit Büros in Würzburg und Tirschenreuth, zeichnen sich insbesondere durch die Verbindung neuer Bauten mit altem denkmalgeschützten Baubestand aus. Sie nehmen historische Formensprachen auf und ergänzen sie mit neuen Ausdrucksformen. 2009 erhielten die Architekten Brückner & Brückner den Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG.



Bayerisch-Böhmisches Kulturzentrum, Schönsee im Oberpfälzer Wald: An der Grenze – vergessene Räume, Häuser voller Erwartung. Kultur als Brücke, nach der Zeit. Bayerisch-Böhmische Jahrhunderte verweben sich, digital und analog. Feldsteine, geboren aus der Erde, vom Bauern verworfen, schichten sich zu Räumen mit wechselvoller Arbeit: ein Brauhaus für den ganzen Ort; erst Bier, dann geschmiedetes Eisen, dann Lager und Verfall. Einzigartige, frei gewölbte Räume mit der Kraft des Erzählens verändern ihren Inhalt. Man möchte kratzen, kehren, das Alte freilegen und das Neue freilassen. Vorhandene Volumen dürfen weiter wachsen, wie immer schon. Das Glas trägt, das Eisen schwebt, das Holz fließt über die Oberflächen, Grenzen verschwimmen und sind spürbar. Menschen füllen jetzt den Raum.



Heizkraftwerk Würzburg

„Architektur und Identität oder die Suche nach dem Wesen von Gebäuden.“

Heizkraftwerk Würzburg: Am Schnittpunkt von Land- und Wasserstraßen, am Rand der Altstadt, schlägt das Herz der Stadt, Strom und Wärme aus der Tiefe des Hafens, Elixier städtischen Lebens. Das Gehäuse wurde zu klein, wucherte über die Jahrzehnte – Wachstum als einziger Baumeister, Farbe als Feigenblatt. Der nunmehr betagte, teils ungeliebte Organismus mit den Kohlebunkern kam in „Bewegung“. Für die Architekten Chance und Herausforderung zugleich. Sie verwoben energiepolitische und ökologische Fäden mit der Stadt, dem neuen Umfeld und den Menschen. Neue städtische Räume sind entstanden. Der Weg am Fluss, der Platz am Hafen, die Mole. Der Energiebaustein schützt und wird zur Plattform. Raumgreifende Fassaden – das neue Kleid lässt Kraft und Wärme spüren.

Kulturspeicher Würzburg: Ort am Fluss, ein Hafen, der Kran vor dem Haus, die Farbe des Steins; mächtige, geradezu ar-

chetypische Bilder ziehen uns in ihren Bann. Dann dämmert Erinnerung. Ein Haus erzählt seine Geschichte: geschäftige Bewegung, hektischer Lärm, Eisen auf Eisen, das Quietschen haltender Waggons, tuckernde Schlepper, das Schwenken, Heben und Senken der Kräne ... dann Stille. Schließlich greift die Zukunft Raum: Ein Lagerhaus ist zum Kulturspeicher geworden. Räume sind entstanden, die die Verbindung des Alten mit dem Neuen begreifbar machen: Einblicke, Ausblicke, Durchblicke, Eingänge, Übergänge, Durchlässe. Die Räume machen neugierig, stiften Beziehungen und erzeugen Gefühle. Unser leidenschaftlichstes Bild: Hinter uns der Fluss, der sich in der Abenddämmerung sanft an der Kaimauer bricht und kühl an uns heraufkriecht. Vor uns die alte Fassade mit dem gearnbten Kalkstein und dem angewitterten Sandstein – daneben die Kalk- und Sandsteinplatten der neuen Fassade, die ihre Lage zur Seite und nach oben hin

langsam, aber stetig verändern. Wahre Dinge, die für sich selber stehen, die einfach da sind. Das Licht, das aus den Fassadenöffnungen tritt, schafft Spannung. Das Innere lässt sich erahnen: respektvoll in und neben das Alte eingestellte Körper; unaufdringlicher, selbstverständlicher Raum; Raum für Leben, Raum für Kunst. Raum für „konkrete Kunst“, die nicht verweisen, sondern sich selbst genug sein will. Ein Zufall? Und hinter dem Haus der Wein, der seine langen Wurzeln in den Berg bohrt. Eine schöne Fügung! Ein Lagerhaus wurde zum Kulturspeicher. Der Kulturspeicher ist zu einem Ort geworden, der offen ist für Neues, der aufnimmt und gibt. Auch zu einem Ort, der seine Geschichte nicht vergisst, sondern weitererzählt.



Kulturspeicher Würzburg

Kleine Fotos unten links: Kultur- und Begegnungszentrum Haus St. Joseph Cistercienserinnen-Abtei Waldsassen

Große Fotos unten: Katholische Gemeinde Wenzelbach in der Oberpfalz nordöstlich von Regensburg

Eine neue Kirche für eine wachsende Gemeinde in Wenzelbach: Der Ort wächst, die religiöse Keimzelle des Ortes ist zu klein. Kirche, das bedeutet Austausch, Zusammenstehen, Zusammengehen. Die Wege und Blicke machen Sinn, bieten klare Orientierung, setzen Alt und Neu in ein stimmiges Verhältnis. Die Aufgabe heißt Weiterbauen, dem Neuen Raum geben, im 21. Jahrhundert. Der Freiraum am Gottesacker hat alles, um zu einem echten Platz unter freiem Himmel zu werden. Die Struktur der verbindenden Fassade weist in die Zukunft und erinnert sich. Altbewährtes wird neu gefügt. Das Material massiv verwendet, kann vor dem Morgen bestehen. Der Kern: Ein Schrein aus Holz und Glas schiebt sich über die massiven Wände und taucht den Raum in blaues Licht. Gemeinschaft kristallisiert und legt sich um den lichten Kern. Eine neue Kirche für eine wachsende Gemeinde.

wachsen. Die aktuelle Erneuerung des Klosters, auch von Innen heraus, trägt junge Früchte. Architektonisch wurden die authentischen Räume gesucht und freigelegt. Neue komplexe Räume mit der erzählenden Kraft zeichnen sich ab. Die gleichen Materialien erinnern sich – sie schreiben Sonnenlicht und matten Glanz in Haus und Hof. Die Fassaden sprechen miteinander. Material und Oberflächen sind dabei die Worte. Licht und Schatten ihre Melodie. Menschen leben, arbeiten und speisen in den altneuen Räumen. Der Dialog der Jahrhunderte beginnt.





Offene Kirche St. Klara in Nürnberg

Offene Kirche St. Klara, Nürnberg: Die steinerne Skulptur der Apsis erscheint im Stadtraum, das bergende Gefäß der Kirche aus Naturstein erzählt Geschichte – ein besonderer Ort, aufgeladen von Jahrhunderten. Echtes Material trägt Information und weckt Neugier – Weg, Vorplatz, Raum mit Geheimnis. Offene Türen, keine Schwellen, Zone des Übergangs, der Einstimmung, des Eintritts – eine Einladung. Warmes Licht fällt an ausgewählten Stellen durch und in die Fugen, weiche Formen schreiben sich in den Raum und leiten hin-

ein. Die Stadt bleibt zurück. Stille, Andacht, leise Worte und leise Schritte. Brennende Kerzen im Schutz der Madonna erzählen von Menschen, ihren Wünschen, Gebeten und Dank. Tages- und Mondlicht fällt durch die Zeitfenster der Vergangenheit. Es trifft auf Gegenwart und Zukunft im Wechsel von Tag und Jahr. Große Arkaden mit gläserner Membran versprechen mehr – tritt ein! Das Innere, im letzten Krieg seiner Haut und des hölzernen Himmels beraubt, geprägt vom Wiederaufbau, will Neues aufnehmen und sich verbinden. Roma-

nisch-gotische Jahrhunderte sprechen mit dem Jetzt. Die Oberflächen von wahren Materialien meisterlich gefügt, verweben sich durch lichte Farbe mit dem Raum. Die mineralisch funkelnde Tiefe des Putzes trifft auf samtigen Stein und mattes Holz. Gedämpftes Licht fällt durch frei atmendes Glas. Wunderbarer Raum, verbunden, erfüllt und geleitet von Menschen mit echten Worten. Räume für Andacht, Gottesdienst, Seelsorge, Gespräch und Begegnung – eine Oase für Kultur und Kunst, eine wahrlich offene Kirche.



Haus St. Benedikt, neue Schatzkammer und Wallfahrtsmuseum, Altötting

König Ludwig

Oder: Wie es Menschen geht, die drei Jahre mit Ludwig II. leben – ein Bericht von Richard Loibl

Königsdrama, Sechster Akt. Ort: Herrenchiemsee, Landesausstellung erster Raum. Einer der Ausstellungsmacher blickt stolz auf den Besucherandrang. Auftritt: Ein Ehepaar erscheint vor dem berühmten Piloty-Gemälde König Ludwigs II. Sie: „Guck mal, die haben ein Riesengemälde von O.W. Fischer.“ Abgang: Der Ausstellungsmacher verlässt den Raum und murmelt in seinen nicht vorhandenen Bart: „Muss weg, ... Starnberger See, ... Ende setzen.“



und kein Ende?



begleit
ich
is Ab
Nach
niert
s Fam

BRUNNEN WÜRZBURG, 10. 11. 1908

Das berühmte Gemälde Ludwigs II. von Ferdinand Piloty d. J., 1885, in der Bayerischen Landesausstellung 2011



Die Bayerische Landesausstellung „Götterdämmerung: König Ludwig II.“ war von Anfang an ein Kassenschlager. Bis zu 5000 Besucher täglich stürmten die Präsentation im Nordflügel des Schlosses Herrenchiemsee. Am 16. Oktober 2011, dem letzten Tag der Ausstellung, werden sie über 550.000 Menschen gesehen haben. Das ist für Bayern absoluter Rekord. Und selbst in Deutschland gab es nach 1978 keine erfolgreichere historische Ausstellung. Die Medien berichteten bereits Monate vor der Ausstellungseröffnung von Passau bis Flensburg in einem unglaublichen Ausmaß. Unsere Medien- und Marketingkonzepte, ausführlich ausgearbeitet, um interessante Themen neu zu setzen, warfen wir irgendwann in die Büroecke und bewältigten, so gut es ging, den Ansturm. Ludwig war ein Selbstläufer geworden.

Vorspiel vor dem Ersten Akt. Jetzt hatten es alle immer schon gewusst: Ludwig II. sei eben ein Mythos, nicht tot zu kriegen, Erfolg garantiert. Am Anfang war alles anders gewesen: Als ich 2007 für meine Idee einer Ludwig II.-Landesausstellung werben ging, stieß ich nicht wirklich auf Begeisterung: „Schon wieder Ludwig II., den kann doch keiner mehr sehen!“, war der Bestseller unter den Reaktionen. Und knapp dahinter: „Der Ludwig ist doch in Wirklichkeit kein Ruhmesblatt der bayerischen Geschichte,

denken Sie nur an die Gerüchte um Affären und Irrsinn, die Finanzkrise, Absetzung, den rätselhaften Tod, die Verschwörungstheorie und überhaupt Krise und Ende der Monarchie. Das müssen Sie nicht aufwärmen.“ Was sollte man dazu sagen? Langeweile versprach das Ludwig-Thema nicht gerade. Vielmehr schien es topaktuell: der König, der der Realität entflohen und faszinierende Traumwelten baute, betrachtet aus dem Blickwinkel der von virtuellen Computerwelten geprägten Gegenwart; ein perfekter Spiegel für die Sehnsüchte unserer Zeit. Im Grunde musste man „nur“ einen Rahmen für die spannende Geschichte Ludwigs finden. Dafür passte das Schema des klassischen Dramas. Es wurde eine Ausstellung in fünf Akten: Von „Wie Ludwig König wurde“ bis zu „Wie Ludwig starb und ein Mythos wurde“. Ferner fanden wir den richtigen Ort: Herrenchiemsee, den unausgebauten Nordflügel, bisher für Besucher größtenteils nicht zugänglich. Zwei Minister erkannten das Potenzial: Thomas Goppel und Erwin Huber. Jetzt lief das Unternehmen. Das Haus der Bayerischen Geschichte und die Bayerische Schlösserverwaltung taten sich zusammen, der Landkreis Rosenheim mit Landrat Neiderhell kam hinzu. Das Ausstellungsteam um Peter Wolf und Gestalter Friedrich Pürstinger nahm die Arbeit auf.

Bei den ersten Besprechungen machte ich mir hin und wieder Sorgen, ob sich das Team nicht von dem Ludwig-Virus infizieren lassen würde. Diese Phase hatte ich schon lange hinter mir. Als Niederbayer bin ich mehr geprägt von der Tradition der bayerischen Patrioten, die mit Ludwig nie richtig warm geworden waren. Für viele war er der „blassblaue Mondschein-Emanuel“ – in Anspielung auf Kurfürst Max Emanuel, der Bayern genauso wie Ludwig zeitweise gerne vertauscht hätte. Die niederbayerischen Landtagsabgeordneten stimmten 1871 auch gegen den Beitritt Bayerns in das Deutsche Reich, weil man zu Recht fürchtete, dass dessen Militarismus in

einen neuen großen Krieg führen würde. Ludwig dagegen hatte sich nicht gegen den Verlust der bayerischen Selbstständigkeit gestemmt und wirkte am Ende mit seinem berühmten Kaiserbrief sogar aktiv an der Reichsgründung mit.

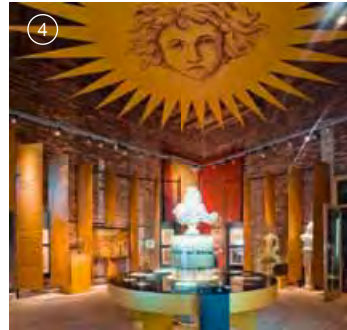
Meine Befürchtungen hinsichtlich einer zu großen Begeisterung für den „Märchenkönig“ zerstreuten sich dagegen bald. Je mehr meine Kolleginnen und Kollegen in das Thema eintauchten, umso neutraler wurde ihre Sichtweise. Und das war gut so. Ging es doch weder darum, den König zu verherrlichen noch ihn zu verteufeln, sondern ihn in seine Zeit zu stellen und hinter die Kulissen

der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung zu blicken. Die Bayern durfte man hinter dem Mythos Ludwig nicht vergessen. Sie hatten einiges auszuhalten gehabt. In das neue militaristische und undemokratische Deutsche Reich fügten sich vor allem die katholischen Altbayern nur widerwillig. Sie waren halt einfach anders: Mit eigener Sprache und Kultur erschienen sie widerspenstig und fremd, wurden als hinterwäldlerisch abqualifiziert, weil viele mit Andersartigkeit nicht umgehen konnten, faszinierten aber durch ihre Lebensart, ihr „Theater“ im weitesten Sinn; in diesem Punkt waren sie wieder beieinander mit ihrem König. Das war bei der Ausstel-

lung mein Wunsch: Beitragen dazu, dass sich die Bayern wieder ein wenig mehr besinnen auf ihre Eigenarten, vor allem auf ihre wunderschöne Sprache, die zu sterben beginnt, und auch darauf, dass nicht alles gleich sein muss, sondern dass Vielfalt Freude macht.

Für Historikerinnen und Historiker geht es allem voran um die Vermittlung von Geschichte – korrekt und ernsthaft, aber gerne auch erzählerisch und spannend. Dementsprechend wurde seit 2008 eifrig geforscht, nach Exponaten gefahndet, es wurden wissenschaftliche Kolloquien veranstaltet, Texte geschrieben und an allem bis zuletzt gefeilt.





1_Zwei ausgesprochene Verehrer Ludwigs II. auf dem Weg zur Bayerischen Landesausstellung 2011

2_Die nicht verwirklichte Burg Falkenstein

3_Animation der Planungen zu einem chinesischen Sommerpalast

4_Der dritte „Akt“ – Wie der König sich seine Gegenwelten schuf

Nach seinen Schlossbauten Linderhof, Neuschwanstein und Herrenchiemsee wollte Ludwig II. noch weitere Bauprojekte in Angriff nehmen. Das letzte bekannte Bauprojekt Ludwigs II. ist ein Sommerpalast im chinesischen Stil. Die erhaltenen Entwürfe wurden im Januar 1886 erstellt. Das Bauprojekt sollte am Nordostufer des Plansees verwirklicht werden, in landschaftlich grandioser Lage.

Unsere Lehrer im Team, Judith Bauer und Andreas Jell, arbeiteten an didaktischen Konzepten, entwickelten mit den Schülern Ausstellungs- und Inselführungen. Den Erfolg konnte jeder spüren, der in der Ausstellung die Schülerinnen und Schüler mit ihren Fragen bei der Arbeit und die Kinder an den Spielstationen beim Erforschen der Ludwigwelten oder an der Fingerhakelmaschine sah.

Sechster Akt. In der Ausstellung. Viele Kinder waren wirklich begeistert: Wie der kleine Bub, der vor dem großen Foto der weinenden Bavaria stand und siebengescheit verlautbarte: „Die Bavaria war die Mama vom Ludwig.“ – Naja, nicht wirklich, eher die Tochter vom Ludwig sein Großvater. Die Bavaria hat er aber erkannt; wenn das kein Beitrag zur Festigung bayerischer Identität ist! Manche wurden vom traurigen Schicksal Ludwigs derart angerührt, dass sie dem König posthum zu Hilfe eilten: beispielsweise mit in das Gästebuch gezeichneten Schwimmflü-

geln. Wenn die der König gehabt hätte, die Geschichte wäre ganz anders ausgegangen.

Überhaupt – das Wasser war ein weiteres Faszinosum der Ausstellung. Das sei vorab auch allen gesagt, die sich fragen, wer auf das Thema der Landesausstellung 2013 gekommen ist („Main und Meer“ in Schweinfurt). Eine der am häufigsten gestellten Fragen an unseren geduldrigen Besucherservice war, wo der Swimmingpool sei. Gemeint war damit das königliche Bad, in dessen Badewanne angeblich 60.000 Liter Wasser passten. Es scheint die heimliche Hauptattraktion des Schlosses zu sein, obwohl die Badewanne leer ist. In der Ausstellung selbst war das Spiegelkabinett, in dem sich mittels Fotoaufnahmen und Projektion das originale Wasser des Starnberger Sees widerspiegelt, ein Anziehungspunkt. Damit verbanden viele Besucher – wie vom Gestalter beabsichtigt – den Mythos Ludwig, ein Spiegel für die Sehnsüchte und Vorstellungen der Betrachter.

Und zwar wirklich für fast alle Besucher; am Samstag, dem 27. August, war das besonders eindrucksvoll zu sehen. Zunächst kamen die Königstreuern e.V. aus Regensburg in die Ausstellung, dann ein Münchner Club aus der Schwulenszene und zu guter Letzt das staatliche Hofbräuhaus auf Betriebsausflug. So viele Lederhosen hatte man in der Ausstellung noch nicht gesehen. Geeint hat sie die Begeisterung für ihren Ludwig und ihr Bayern: König Ludwig Superstar!

Nur ganz wenige eingefleischte Ludwigsforscher konnten sich damit nicht anfreunden. Vor allem ging ihnen der Vergleich mit Michael Jackson gegen den Strich, obwohl dieser auf der Hand liegt: Den Rückzug aus dem öffentlichen Leben, den extravaganten Lebenswandel, den Bau von Traumwelten und schließlich den rätselhaften Tod haben sie gemeinsam, der Bayern-Kini und der King of Pop. Ein weiterer Stein des Anstoßes, insbesondere für die Nachlassverwalter des Monarchen, war die Satire von

Christoph Süß, bekannt durch die Fernsehserie „quer“, der in seiner unnachahmlichen Art den König und sein Verhältnis zu Richard Wagner persiflierte – für einige eine Majestätsbeleidigung, für die Mehrheit einer der herausragendsten Momente der Ausstellung – für mich auch, ich habe den Süß, also seinen Film, mehr als 30 Mal gesehen und kann mich immer noch amüsieren.

Was ich bei der Ausstellung noch gelernt habe: Die Ludwig-Begeisterung ist keineswegs ein bayerisches oder amerikanisches Phänomen, sondern auch ein preußisches (gemeint sind in alter bayerischer Tradition alle Deutschen nördlich des Mains). Das hat unter anderem ein Paar bewiesen, das die Ausstellung in voller „Fankluft“ besuchte. Die beiden hat ihre Leidenschaft zu König Ludwig zusammengeführt, er stammt aus München, sie aus Wiesbaden(!). Die Dame ist Mitglied im Wiesbadener Trachtenverein „Bavaria“ und im Volks- und Gebirgs-Trachtenverein „Edelweiß“ in Mainz. – Da sagst



Der zweite „Akt“ – Wie der König Krieg führen musste und einen Kaiser über sich gesetzt bekam.

nix mehr. Im (fast) schönsten Bayerisch wird verkündet: „Wir brauchen keinen König, aber schee war's scho.“

Epilog – Was bleibt am Ende? Brauchen wir wirklich wieder einen König? Ich habe das Ausstellungsteam gefragt und im besten Fall böse Blicke geerntet. Schön, dass auch das funktioniert hat. Alle sind 100-prozentige Demokraten geblieben. Interessant waren auch die Reaktionen, als ich anfragte, was das Ludwig-Team denn zu einer Verlängerung der Ausstellung sagen würde. Es war eine rhetorische Frage, denn es ging aus organisatorischen Grün-

den nicht, aber den Spaß habe ich mir trotzdem gemacht. Ludwig und doch kein Ende, das konnte sich dann keiner vorstellen. Es half auch nicht der Hinweis, dass man ja dort arbeite, wo andere Urlaub machen. Die Lehre aus der Geschichte: Drei Jahre lang Leben mit dem König reicht. Davon ein halbes Jahr Inselkoller: Ansturm von 10 Uhr bis 16 Uhr, Übergangszeit und dann plötzlich allein auf der Insel. Im Winter beim Ausstellungsaufbau war es noch viel schlimmer. Dazu kam eine Baustelle, die kein Ende nahm. Ob Vitrinenlieferung, Exponattransport oder die Brotzeitfrage: nichts geht

spontan, alles muss bis ins Detail organisiert werden. Die Fessler-Dynastie herrscht über den Chiemsee: Ihre Schifffahrtszeiten bestimmen den Takt. Zeit wird's, dass aus is.

Trauern werden sie aber auch – die Ausstellungsmacher und -betreuer –, wenn sie ihre Ausstellung abbauen und die Ludwig-Schätze den Restauratoren zum Rücktransport zu den Eigentümern übergeben. Dann wird sie Geschichte sein, die Ausstellung, ein kleiner Teil des Mythos Ludwig. Beim Abschlussfest am 16. Oktober werden die „Ludwigianer“ vor allem stolz sein. Sie

schreiben sich ein in die Liste der erfolgreichsten deutschen Ausstellungen. Einige werden sich in Gedanken aber bereits anderswo aufhalten: bei den nächsten Bayerischen Landesausstellungen 2012 in Burghausen, 2013 in Schweinfurt und 2014 in Regensburg. Letztere ist die nächste Aufgabe des Ludwig-Teams, das teilweise zusammenbleibt und sich wieder einen Ludwig vornimmt: dann Kaiser Ludwig den Bayern. Ludwig und doch kein Ende.

Richard Loibl

wurde am 26. Oktober 1965 in Straubing geboren. Von 1985 bis 1990 Studium an der Ludwig-Maximilians-Universität München, das er 1990 mit dem Magister Artium und 1993 mit dem Doktor der Philosophie abschloss. Von 1989 bis 1990 war Richard Loibl wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Bayerische Geschichte der LMU München; 1991 wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Oberhausmuseum Passau, dessen Leitung er dann 1996 übernahm. Von 2001 bis 2010 leitete er den Aufbaustab des Staatlichen Textil- und Industriemuseums (tim) in Augsburg, das 2010 eröffnet wurde. Seit 2007 ist Richard Loibl Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte. Daneben nimmt er seit 2003 einen Lehrauftrag am Lehrstuhl für Vergleichende mittelalterliche Geschichte der LMU wahr und hat einen Sitz in zahlreichen Gremien, so im Stiftungsrat der Coburger Landesstiftung, im Beirat des Bayerischen Wirtschaftsarchivs, im Bayerischen Landesdenkmalrat, im Kuratorium der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.





Edition

04

www.eon-bayern.com

www.stmwfk.bayern.de/aviso

